

700mal Alarm!

Unser Ruhrgebiet in der vordersten Linie der Heimatfront
In Bombennähten erprobte sich der lebensstarke Geist des Ruhrvolkes

wih. Die Liebe zur Heimat ist allen Deutschen eigen. Besonders ausgeprägt finden wir sie im Ruhr-
gebiet — im Kohlenpott —, wo der Boden den Menschen das Letzte abverlangt, wo er täglich und stündlich
den ganzen Menschen fordert, und niemand da ist, der sich ihm verweigert. Das war schon vor dem Krieg so
und hat jetzt, wo wir alle in der härtesten Bewährungsprobe stehen, noch eine Steigerung erfahren.

Rhythmus der Arbeit ist den Bewohnern des Ruhr-
gebietes in Fleisch und Blut übergegangen. Im Kriege
wurde er zum Fanatismus. Er ist es, der die Menschen
an der Ruhr auch in den vergangenen schweren Wochen
und Monaten aufrecht erhalten hat. So niederschmet-
ternd auch für alle der Anblick einer zerstörten oder
niedergebrannten Straße, eines ganzen Stadtviertels oder
gar des eigenen Heims ist, so bebrütend auch in den er-
sten Tagen nach einem neuen Terrorangriff das Gefühl
sein mag, inmitten dieses verwüsteten Gebietes nun
monatelang oder jahrelang leben, schaffen und sorgen zu
müssen, niemand hat sich von diesem Gefühl unterliegen
lassen.

Das kann man tagtäglich in jeder heimgesuchten Stadt
im Ruhrgebiet feststellen. Wo Häuser niedergebrannt
oder durch Bombentreffer vernichtet waren, sind die Trüm-
mer weggeräumt, die gestörten Verkehrsverbindungen,
wenn auch notdürftig, wieder hergestellt worden, die Ge-
schäfte haben ihren Verkaufsbetrieb wieder aufgenommen,
auch wenn ihre Lokale schon ein- oder mehreremale
„totalgeschädigt“ waren. Immer wieder fand sich eine
neue Unterbringungsmöglichkeit, irgendein unbeschädig-
ter Raum, von dem aus der Verkauf der lebensnotwen-
digsten Dinge wie Kleidung, Hausrat und vor allem
Lebensmittel vor sich gehen konnte.

einem wirksameren Schutz gegen die feigen Bomben-
angriffe der Angloamerikaner zu schaffen. Es ist, als
wollten sie sich mit ihren Händen in ihre Heimatecke
festkrallen, um sie mit ihrem eigenen Leben gegen jüdische
Krautgier zu decken.

In jeder Gefahr „vor Ort“

Einen ganz besonderen Ehrenplatz aber nimmt der
Ruhrkumpel in der schicksalsschweren Zeit ein. Wo
immer britische Terrorangriffe Not und Tod über die
Bevölkerung bringen, da ist auch der Kumpel zur Stelle.
Ihm ist es in vielen Fällen zu verdanken, daß hunderte
von Menschen, die unter Gebädetrümmern verschüttet
in den Luftschutzkellern saßen, nach oft tagelangen Ber-
gungsarbeiten gerettet werden konnten. Oft wurden die-
sen bergmännischen Rettungskolonnen hohe Geldsummen
für ihr Werk überwiesen; aber der Ruhrkumpel läßt sich
keinen selbstlosen Einsatz nicht bezahlen; in allen Fällen
wurden diese Spenden dem Roten Kreuz oder dem
RWB zugeleitet.



700mal Alarm



„Die vorderste Linie der Heimatfront“

Recklinghausen im 2. Weltkrieg

Georg Möllers und Jürgen Pohl



VEREIN FÜR ORTS- UND HEIMAT-
KUNDE RECKLINGHAUSEN E.V.
gegründet am 23. November 1890



Ruhrfestspielstadt
RECKLINGHAUSEN

Gedenken an den Bombenangriff

175 Recklinghäuser sind bei der Zerstörung des Nordviertels vor 75 Jahren gestorben. In einer Feier soll an die Opfer erinnert werden.

Recklinghausen. (UN) Vor 75 Jahren stand das Leben in Recklinghausen für eine Zeit lang still. Fünf Wochen vor Ende des Zweiten Weltkrieges legten alliierte Bomber das Nordviertel in Schutt und Asche. Etwa 175 Menschen sind durch die Bombardierung ums Leben gekommen, darunter viele Kinder. Besonders die Wohnviertel um die Elisabethkirche wurden zerstört. Der Opfer des Zweiten Weltkrieges soll in einer Gedenkfeier gedacht werden.

Augenzeugen dieser Tragödie leiden bis heute unter dem für viele unvorstellbarem Trauma. Andere haben die Erlebnisse verdrängt. Der Verein für Orts- und Heimatkunde, katholische und evangelische Kirchengemeinde, Verkehrs- und Verschönerungsverein Nord und Schülerinnen und Schüler des Marie-Curie-Gymnasiums laden am 23. März, 18.30 Uhr, vor die Elisabeth-Kirche, Kolpingstraße, ein, um an die Kriegstragödie in Reckling-



Vereine, die Kirchengemeinden und Schülerinnen und Schüler gedenken der Weltkriegsopfer.

—FOTO: NICKEL

hausen zu erinnern. Sabine Palluch von der Altstadtgemeinde und Günther Grothe von der Elisabethgemeinde werden Gebete sprechen. Der Kirchenchor St. Elisabeth möchte mit Friedensliedern ein Zeichen in die Welt senden. Schüler des Gymnasiums haben Zeitzeugen, die sich auf einen Aufruf der Recklinghäuser Zeitung gemeldet haben, interviewt und tragen deren Erlebnisse,

Erfahrungen und Gefühle von damals vor. „Wir waren überwältigt von den Erzählungen der älteren Menschen, denen es nur darum ging zu überleben, zu hantieren und irgendwie über die Runden zu kommen“, erklärt Maxim Hennig. Zeitzeugen erinnerten sich, dass verendeten Pferden die Beine entfernt wurden, um sie zu essen. Die Not war sehr groß gewesen. Für manche sei der

Wiederaufbau aber auch eine schöne Zeit gewesen, weil alle zusammengehalten hätten.“ Manche Zeitzeugen hätten Erinnerungslücken, weil sie die Erlebnisse verdrängt haben oder zu jung waren, um jedes Detail zu behalten. Für andere waren die Erlebnisse so nachhaltig, dass sie sich noch heute erinnern.

Der Angriff galt dem Recklinghäuser Hauptbahnhof. Die Flugzeuge drifteten ab und warfen ihre Bomben westlich des anvisierten Ziels ab. 120 amerikanische Bomber der 8. US-Luftflotte flogen den schwersten Luftangriff auf Recklinghausen. Die größten Schäden erlitten der Oerweg und der Börster Weg. Nach einer halben Stunde zogen die Bomber ab. Der beißende Gestank der Leichen ist so manchem bis heute im Gedächtnis. Die Gedenkveranstaltung soll Mut machen, sich für Frieden zu engagieren und dafür zu kämpfen, dass sich Vergleichbares nicht wiederholt.

Recklinghäuser Zeitung, 09. März 2020

Impressum:

Herausgeber: Georg Möllers und Jürgen Pohl

Auflage: 1. Auflage: 1.000 Exemplare / Recklinghäuser Bildungsbaustein Nr. 8
Druck und Herstellung: Vest Druck, Herten
Entwurf und Layout: Unica Design, Recklinghausen

Kontakt: Stadt Recklinghausen / Kommunales Bildungsbüro
Andrea Jansen
Email: andrea.jansen@recklinghausen.de
Tel. 02361/501840
Verein für Orts- und Heimatkunde e.V., info@geschichte-recklinghausen.de

Überschriften, Erläuterungen zu den Zeitzeugenberichten (Fußnoten oder Einschübe [] in eckigen Klammern) wurden von den Herausgebern verfasst. Für die jüngsten Interviews danken wir Reinhard Zimmermann, VV Nord sowie Anne Bolte und ihrem Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium.

Fotos der Titelseite: Verkehrs- und Verschönerungsverein Nord (VV Nord), Stadtarchiv (Sign. Wissmann), Recklinghäuser Zeitung (RZ) 16.07. 1943 (Auszug)

Fotos der Rückseite: 3 Grabstätten für Tote des 23. März 1945 auf Nordfriedhof und der Fam. Dücks, Friedhof Halterner Straße (G. Möllers) sowie Kranzniederlegung, Gebet und Gräbersegnung durch Pfarrer Günther Grothe am 23.03. 2020 auf dem Nordfriedhof (R. Zimmermann)

Wir danken für die Abdruckerlaubnisse.

Recklinghausen 2020

„Die vorderste Linie der Heimatfront“

Recklinghausen im 2. Weltkrieg

herausgegeben von Georg Möllers und Jürgen Pohl

Zum Gedenken an die Opfer des Zweiten Weltkrieges

aus Anlass der 75. Jahrestage
des Bombenangriffs auf das Nordviertel (23. März)
der Befreiung Recklinghausens am Ostersonntag (1. April)
und des Kriegsendes in Europa (8. Mai)

Recklinghäuser Bildungsbaustein Nr. 8

in Kooperation der Stadt Recklinghausen
mit dem Verein für Orts- und Heimatkunde Recklinghausen e.V.
Recklinghausen 2020

Kommunales Bildungsbüro



**VEREIN FÜR ORTS- UND HEIMAT-
KUNDE RECKLINGHAUSEN E.V.**
gegründet am 23. November 1890



**Ruhrfestspielstadt
RECKLINGHAUSEN**

Inhaltsverzeichnis

2 Impressum

4 Inhaltsverzeichnis

5 Grußwort

6 Vorwort der Herausgeber

Aufsätze zur Endphase des Krieges in Recklinghausen

- 7 „Ein großes, lautes Wehklagen“. Der 23. März 1945
- 8 Der alliierte Bombenkrieg gegen das Ruhrgebiet und die Zerstörung des Nordviertels
- 11 Der Tod nach der Ostermesse 1945
- 13 8. Mai: „Es scheint Siegesstimmung unter den Amerikanern zu herrschen“.
- 15 Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Suderwich
- 16 Süd: „So hatten wir uns den Einmarsch nicht gedacht“.
- 17 Wehrmachtsbericht vom 1. April 1945

Aus Tagebüchern und Chroniken

- 18 Überleben beim Angriff auf St. Peter, 13. September 1944
- 19 „Seht zu, wo ihr was her bekommt“ – Aufräumarbeiten am Kirchplatz
- 20 23. März 1944: Der Untergang des Nordviertels
- 22 „Der Kampf um Recklinghausen“. 31. März/1. April 1945
- 24 Ostern 1945: Befreiung aus dem Erdverließ
- 26 Tagebucheinträge von Dr. Fritz Thiersch 1944/45
- 29 Chronik des Kriegsgeschehens in Suderwich

Zeitzeugen erinnern sich

Erinnerungen und Erfahrungen

- 31 Ostermontag - Ein Schicksalstag für die Stadt (1955)
- 33 Erinnerungen den Lebensalltag im Krieg (1947)
- 34 „Auf dem Fußboden lagen die Leichen“
- 35 Entwurf der DENK-Mal-Tafel
- 36 Der Angriff vom 9. November 1944 und die Südstadt (1992)
- 36 Die Zerstörung von Wohnung und Geschäft 1944 (1994)
- 37 Todesurkunden und eine Brückensprengung (1995)
- 37 H J - Volkssturm - Werwolf? (1996)
- 38 Sie hießen Jean, Nikolai und Maria (1998)

Erinnerungen von Zeitzeugen (1989)

- 39 10. März 1942 - die Eltern tot unter den Trümmern
- 41 Todesnachricht im Lager der Kinderlandverschickung
- 42 Tod nach der Heimkehr
- 42 „Landjahr“ und „Dienstverpflichtet“
- 43 Im Volkssturm 1945, Querfeldein in das Büschken
- 44 Fremdarbeiter - „Dafür müssen wir uns heute noch schämen“
- 45 Die letzten Tage des „Tausendjährigen Reiches“ in Süd

Erinnerungen von Zeitzeugen (1995)

- 46 Mit dem Leben abgeschlossen
- 46 „Keine Vergewaltigung. Ein Stein fällt uns vom Herzen“
- 47 Auf der Suche nach Essbarem
- 48 8. Mai: Die Fremdarbeiter feierten

Gespräche mit Zeitzeugen (2020)

- 49 Im Keller des Breukerhauses
- 49 Erinnerungen einer damals 10jährigen
- 49 Überleben auf dem Gelände des heutigen Marie-Curie-Gymnasiums
- 50 Hungersnot und Plünderungen
- 50 „Heute sind wir dran“
- 51 Rückkehr in eine zerstörte Stadt
- 51 Die Erinnerung belastet
- 51 Mit dem kleinen Bruder im Bollerwagen zum Bunker
- 52 Die Zerstörung der Tellstraße
- 53 Der Kaplan hisst die weiße Fahne auf dem Kirchturm
- 53 Wehrmachtsberichte
- 53 „Führererlass“ vom 19. März 1945 („Nero-Befehl“)

Propaganda bis in den Tod

- 54 „Panzerschichten“ der Bergleute und Grubenunglücke
- 56 Bombenkrieg – Propaganda und Realität
- 58 „Gefallene Helden“. Heroische Feldpostbriefe
- 59 Todesanzeigen für „Führer und Vaterland“
- 60 „Ewig ist der Toten Tatenruhm“

Ausgegrenzt - Ermordet

- 61 Isoliert in Ghettohäusern und deportiert
- 62 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter
- 63 Wohnwagenlager und Ermordung – Sinti und Roma
- 63 „Wir haben vor dieser Bevölkerung furchtbare Angst gehabt“

65 Die Bilanz – Zahlen des Verwaltungsberichts

68 Luftaufnahme des Bombenangriffs vom 23. März 1945

69 Einmannbunker und Lebensmittelration

70 Literaturhinweise

Grußwort

Mit dieser Veröffentlichung setzen wir die Reihe der „Recklinghäuser Bildungsbausteine“ fort. Sie sind auch ein Beleg für die kooperative Zusammenarbeit mit unseren Schulen einschließlich der pädagogischen Unterstützung ihrer Arbeit. Wir verstehen uns als Bildungsstadt Recklinghausen und wissen die Qualität unserer Schulen zu schätzen.

Die bisherigen Bildungsbausteine haben sich zum Beispiel mit der Entwicklungsgeschichte der Stadt, dem Altstadtmarkt oder dem prägnanten Hauses Albers beschäftigt, aber auch das Projekt einer künstlerischen Auseinandersetzung mit der Geschichte jüdischer Familien vorgestellt. Ziel war und ist es immer, neben Faktenwissen auch Dokumente und Anregungen zur Thematisierung im Unterricht zur Verfügung zu stellen.

Das gilt auch für den vorliegenden Bildungsbaustein: „Die vorderste Linie der Heimatfront“ zitiert im Titel eine der zahlreichen Propagandaparolen der gleichgeschalteten Presse. Die zahlreichen Fotos, Aufsätze und vor allem die Zeitzeugenberichte geben uns einen Einblick in die damalige Lebenssituation, die für uns in Europa heute glücklicherweise nicht mehr vorstellbar ist. Für viele Menschen auf diesem Planeten sind Kriegserfahrungen aber heute schreckliche Gegenwart.

Umso wichtiger ist es, sich mit diesen Lebenserfahrungen aus unserer Stadt auseinanderzusetzen, sie als Mahnung zu verstehen und unsere Konsequenzen daraus zu ziehen. Ein Leben in Frieden, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit gelingt nur, wenn sich die Gesellschaft und jeder Einzelne dafür einsetzen.

Wir danken besonders den Herausgebern dieser Publikation und den Schülerinnen und Schülern des Leistungskurs Geschichte des Marie-Curie-Gymnasiums, die die Ergebnisse ihrer jüngsten Zeitzeugenbefragungen zur Verfügung gestellt haben.

Christoph Tesche
Bürgermeister

Dr. Sebastian Sanders
Beigeordneter

Vor 75 Jahren – am 8. Mai 1945 – ging mit der bedingungslosen Kapitulation der Krieg in Europa zuende. Als Weltkrieg hatten das nationalsozialistische „Großdeutschland“ und das kaiserliche Japan tatsächlich die Welt in Flammen gesetzt – und das nur 21 Jahre nach dem furchtbaren Erfahrungen des Ersten Weltkriegs. Längst waren diese nationalistisch verklärt und heroisiert worden. Als der brutale Angriffskrieg auf die Zivilbevölkerung in den Städten zurück schlug, griff die gleichgeschaltete Presse diese Kriegspropaganda auf und nannte das Ruhrgebiet ohne Hemmungen das „Verdun der Luft“ (RZ, 29. Juni 1943). Dabei hatte dieser – militärisch erfolglose – deutsche Angriff auf die französische Festung zu einer 300-Tage-Schlacht geführt, die etwa 320.000 tote und hunderttausende schwer verwundeter Opfer hinterließ.

Mit der Dokumentation wollen wir uns auf die Folgen dieses Krieges für die Recklinghäuser konzentrieren. Zeitzeugenberichte machen erfahrbar, was es bedeutete, vom Regime zur „Heimatfront“ erklärt zu werden. Je länger der Krieg dauerte, umso mehr schlug auch der von der deutschen Luftwaffe seit Kriegsbeginn beginnende Bombenterror auf die Zivilbevölkerung zurück. Die Saat, die 1939 mit dem rücksichtslosen Bombardements der polnischen Kleinstadt Wielun und der Hauptstadt Warschau begann und sich 1940 mit Rotterdam, London und Coventry fortsetzte, ging auf furchtbare Weise europaweit auf. Auch bei den Alliierten setzten sich Militärstrategen durch, die neben der Zerstörung von militärischen Anlagen und Industriekomplexen auch das „morale bombing“ von Wohnvierteln zur Zermürbung der feindlichen Bevölkerung legitihierten und organisierten.

Am 20. Juli 1944 scheiterte das Attentat von Claus Schenk Graf von Stauffenberg, mit dem die zivile und militärische Opposition dem Regime und dem Krieg ein Ende setzen wollten. In den letzten zehn Kriegsmonaten danach mussten mehr Soldaten und Zivilisten ihr Leben lassen, als in der Zeit seit dem 1. September 1939 zuvor.

Angesichts der Zerstörung des Kirchplatzes und der Propsteikirche St. Peter 1944, die sechs Tote forderte, erinnerte Kaplan Kösters in seinem Tagebuch an die brutale Durchhalterhetorik von Joseph Goebbels: „Das Bild, was sich mir bot, was das des „totalen Krieges“. Die Parole vom „totalen Krieg“ hatte der Reichspropagandaminister in seiner berühmten Sportpalastrede am 18. Februar 1943 von einer fanatisierten Menge frenetisch bejubeln lassen. Und das Regime konnte sich mit Propaganda und Terror bis zuletzt halten. Wer mit Zweifel oder Kritik daran auffiel, wurde von der Gestapo wegen „Defaitismus“ verhaftet, wie Heinrich Kösters am 3. Dezember 1944. Es waren nicht die Deutschen, die das NS-Regime abschütteln und den Angriffs- und Vernichtungskrieg beenden wollten oder konnten; es waren nach blutigen Verlusten auf allen Seiten alliierte Truppen, die Recklinghausen befreiten.

Der bedrückenden Frage nach dem „Warum?“ wollen wir mit einer Vielfalt von Erinnerungen von Frauen und Männern nachgehen. Angeregt wurde diese Publikation durch einen Initiativkreis. Vor der St. Elisabethkirche, 1934 von Bischof Clemens August von Galen geweiht, wollten wir der Opfer des Weltkriegs gedenken – am 23. März 2020, dem Jahrestag des verheerenden Bombenangriffs auf das Nordviertel. Beteiligt waren Kirchengemeinden, VV Nord, Verein für Orts- und Heimatkunde sowie ein Leistungskurs Geschichte des Marie-Curie-Gymnasiums. Die Veranstaltung musste wegen der Corona-Pandemie ausfallen. Am 23. März 2020 luden die Kirchenglocken mittags zu Gedenken ein. Am Abend legte Reinhard Zimmermann vom VV Nord einen Kranz am Mahnmal auf dem Nordfriedhof nieder und Pfarrer Günter Grothe nahm nach einem Gebet eine Gräbersegnung in Erinnerung an die Opfer des Krieges vor.

Die Schülergruppe führte Interviews mit Zeitzeugen. Auch hier findet sich wieder, was Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Grundsatzrede am 8. Mai 1985 mit Blick auf die Erlebnisgeneration formulierte: *„Der 8. Mai war für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewußt miterlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dafür dankbar, daß Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davon gekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang.“* Weizsäcker zog damals auch klare Konsequenzen bis in die Gegenwart: *„Der Blick ging zurück in einen dunklen Abgrund der Vergangenheit und eine ungewisse dunkle Zukunft. Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“*

Für uns sind diese Erfahrungen und die Wahrnehmung der Mahnmäler und der Grabfelder für Gefallene, Bombenopfer, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter und auf unseren Friedhöfen heute auch Mahnung und Aufruf zum Engagement, wie es der langjährige EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker beim Volkstrauertag 2008 im Bundestag formulierte: *„Wer an Europa zweifelt, wer an Europa verzweifelt, der sollte Soldatenfriedhöfe besuchen.“*

Georg Möllers, Jürgen Pohl

Aufsätze zu Endphase des Krieges in Recklinghausen

► „Ein großes lautes Wehklagen“. Der 23. März 1945

Was als fast sommerlich warmer Tag Menschen in den Stadtpark lockte, schlug mittags um in ein „großes lautes Wehklagen“, wie Pfarrer Josef Zumhülsen (St. Elisabeth) erschüttert in der Pfarrchronik notierte. Für die Stadt war der Angriff vom 23. März 1945 mit 173 Todesopfern der verheerendste des Weltkrieges.

Begonnen hatte dieser mit der Propagandaansage des NSDAP-Multifunktionärs und Generalfeldmarschalls Hermann Göring: „Das Ruhrgebiet wird keine Bombe treffen“ (RZ- Titelschlagzeile am 10.08. 1939). Drei Wochen vor (!) dem Überfall auf Polen am 1.9. 1939 bereitete er damit nicht nur auf den Krieg vor, sondern offenbarte auch den Grad der Aufrüstung der deutschen Luftwaffe. Der Jagdflieger des ersten Weltkrieges hatte sie in Hitlers Auftrag seit 1933 zunächst heimlich, dann unheimlich aufgebaut. Die „Feuertaufe“ erhielt sie bereits 1935 bei der nationalsozialistischen Waffenhilfe im spanischen Bürgerkrieg mit dem Angriff auf die baskische Kleinstadt Guernica. Von Kriegsbeginn an war Bombenterror auch auf zivile Ziele Bestandteil der grausamen Kriegsführung: Menschen in Wielun und Warschau 1939, Rotterdam, London und Coventry 1940 gehörten zu den ersten Opfern. Bald schlug die Gewalt auf das Land der Aggressoren zurück.

Angesichts der Intensität und Häufigkeit („700 mal Alarm!“, RZ 29.06.1943) wurde das Leben in die wenigen Bunker und in Kellerräume verlegt: „Gefallen. Schwere Schädel- und Körperquetschungen mit Knochenbüchen. Tod durch Verschüttung“ hieß es nun über die Toten der „Heimatfront“ in den Urkunden des Standesamtes. Dazu gehörten auch die sechs Bombenopfer bei

der Zerstörung von St. Peter und der Nachbarhäuser am 13. September 1944. Ihre Seelenämter fanden in der Gymnasialkirche statt, die dann am 1. November getroffen wurde. Der Kaufmann Rudolf Winkelmann konnte nur noch tot aus den Trümmern der benachbarten Buchhandlung geborgen werden.

Tage vor dem 23.03.1945 waren Flieger bei der Beobachtung des noch unzerstörten Bahnhofs gesehen worden. Am Mittag meldeten die Radiosender den Einflug von Bomberverbänden. Der Lehrling Heinz-Werner Reißing konnte gerade noch in den Saalbaustollen flüchten: „Wir waren noch in der Schleuse als direkt vor dem Eingang eine Sprengbombe fiel [...]. Der Angriff dauerte gut zwanzig Minuten. Der Bunker bebte während dieser Zeit, und das Licht ging aus [...].“ Die tödliche Fracht traf das Nordviertel: „Nach der dritten [Angriffs-] Welle wagte ich einen Blick nach draußen: Richtung Bahnhof. Da schaute man in das grausige Schauspiel. Das ganze Nordviertel zwischen Tellstraße und Wickingstraße stand in Rauch und Flammen. [...] Schon kamen die ersten Leute: schwarz im Gesicht, die Frauen mit wirren Haaren, kopflos flüchtend aus den brennenden Häusern. Auch das Waisenhaus und das Säuglingsheim brannten. [...] Viel schlimmer kann es am Ende der Welt nicht sein! Ein großes lautes Wehklagen! Viele wurden in den Luftschutzkellern ihrer Häuser getroffen, viele verbrannten bis auf ein wenig Asche, sehr viele verloren mit einem Schlage ihr ganzes Hab und Gut und behielten nur das, was sie gerade am Leib trugen. Die Zahl der katholischen Toten aus der Gemeinde betrug 61. Am Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag der Karwoche war ich jeden Morgen um 8 Uhr auf dem Friedhof, um meine Toten zu beerdigen, ebenfalls abends gegen 19 Uhr,“ notierte Pfarrer Zumhülsen zwei Wochen später und fügte hinzu: „Bis heute sind sie noch nicht alle geborgen.“

Auf dem Nordfriedhof finden sich z.B. die Grabsteine für den Elektriker Wilhelm Krechting mit Ehefrau Anna, Börster Weg 14 und den Kindern Wilfried (*1938) und Udo (*1943) und den Schlosser Alois Richter mit Ehefrau Anna und der Tochter Ursula (*1938) vom Börster Weg 14. Aus den Trümmern der Gaststätte Nordstern, Börster Weg 38/ Ecke Nordstraße wurden noch Tage später Tote aus dem Haus und der Nachbarschaft geborgen. Zu den völlig zerstörten öffentlichen Gebäuden gehörten das Katholische Waisenhaus, das Städt. Säuglingsheim am Börster Weg und das ehemalige Amtshaus an der Görresstraße, dessen Nachfolgebau das Marie-Curie-Gymnasium aufgenommen hat.

Zumhülsens evangelischer Amtsbruder Wilhelm Geck musste 23 Opfer



RZ, 10. August 1939

auf dem Friedhof an der Halterner Straße beisetzen: „Als ich am Morgen nach dem furchtbaren Angriff in die Trauerhalle kam, lagen dort auf dem Fußboden die Leichen der Bombenopfer. Für die vielen Toten konnten so schnell keine Särge beschafft werden. Es war auch kein Totengräber mehr da, der die notwendigen Gräber hätte ausheben können. [...] Der NS-Oberbürgermeister und der Polizeipräsident waren geflohen, weil die Amerikaner anmarschierten. Nur Landrat Reschke war noch da. Er besorgte auch einen Friedhofsgärtner, so dass mein Kollege und ich die Toten bald darauf – in Leinentücher gewickelt – beerdigen konnten. Ihre Namen kannten wir nicht. Die Leichen wurden erst später identifiziert und z. T. umgebettet.“ Hier finden sich Grabkreuze für Frieda Drücks und ihre 22 Monate alte Tochter Karin, Opfer des Angriffs in Wohnung Nordstr. 20. Da ihr Ehemann bereits Anfang 1944 gefallen war, beendete dieser nahezu letzte Akt des Krieges das Leben einer ganzen Familie. Erna Maria Schönwälder ist im Alter von 35 Jahren zusammen mit ihren vier Kindern Inge, Martin, Gabriele und Karin (4 – 13 Jahre alt) im Haus Börster Weg 50 ums Leben gekommen. Im selben Haus starb auch das Ehepaar Henriette und Otto Oberste-Hetbleck.

Die Grabanlagen hier und auf dem Nordfriedhof tragen Namensaufschriften; viele von ihnen waren erst später oder gar nicht identifiziert worden: „Unbekannt“ lautet die Aufschrift auf mehreren Grabkreuzen der großen Anlage der zivilen Kriegsoffer auf dem Nordfriedhof. So stimmen bis heute die städtischen und kirchenamtlichen Opferlisten nicht überein.

Unter den 393 zivilen Kriegsopfern verzeichnete die Stadt Recklinghausen 331 Bombentote, 44 Opfer weiterer Kampfhandlungen sowie 18 Tote in den Tagen nach dem offiziellen Kriegsende. Nicht aufgenommen in diese Statistik wurden die getöteten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, denen die Nutzung von Luftschutzanlagen untersagt war.

Georg Möllers (geistREich März 2020)

► Der alliierte Bombenkrieg gegen das Ruhrgebiet und die Zerstörung des Nordviertels am 23. März 1945. Strategische und lokalhistorische Aspekte einer Tragödie am Ende des Zweiten Weltkriegs

Der „Baedeker“ war, wie auch der Name „Brockhaus“, bis zum Zweiten Weltkrieg die Bezeichnung für eine Buchgattung: Wer gerne auf Reisen ging, griff auf die handlichen, rot eingebundenen Kunstreiseführer des Leipziger Verlagshauses zurück. Doch 1942/43 drang dieser harmlose Markenname in die Propaganda der Luftkriegsführung ein: Von April bis Juni 1942 griff die deutsche Luftwaffe Städte in Süd- und Mittelengland an, vor allem solche, die schöne Altstädte und mittelalterliche Kathedralen vorzuweisen haben: Es traf Bath, Exeter, Norwich, York und Canterbury. Dies geschah explizit als Vergeltung für schwere britische Angriffe auf Lübeck, Rostock und Köln. Die deutsche Propaganda berichtete später von „Baedeker“-Angriffen, um die

Bunker und Stollen

In Recklinghausen wurden neun Hochbunker errichtet: Schulstraße (Schutz für 1100 Personen), Esseler Straße (400), Börster Weg (400), Kuniberg (1500), Hauptbahnhof (400), Hohenzollernstraße (400), Hillerheide (400), Grullbadstraße (400), Westfalenstraße (1100). Etwas später erfolgte der Bau sogenannter Stollenbunker am Saalbau (1100), Wanner Straße (900) und Paulusstraße (800). Neben diesen Großbauten musste der Großteil der 88.000 Einwohner in privaten Bunker- und Schutzbauten, meist in Kellerräumen, Zuflucht suchen.

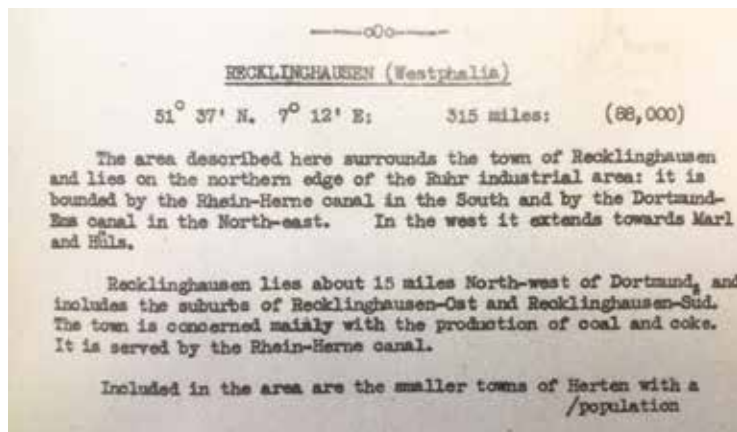
Unter den neun Hochbunkern nahm der Bunker an der Hohenzollernstraße eine Sonderstellung ein. Seine Dachstärke bestand aus einer drei Meter dicken Betonplatte, die Außenwände waren zwei Meter stark. Unmittelbar nach der Fertigstellung bezog die örtliche Luftschutzleitung hier ihr Quartier. Sie bestand aus dem Luftschutzleiter, seinem Stellvertreter, einem Schutzpolizisten, einem Mitarbeiter der Stadtwerke und des Tiefbauamtes, um einen schnellen Einsatz bei Gas-, Strom- und Wasserschäden zu gewährleisten. Ebenfalls hier untergebracht war das Studio des Drahtfunktenders Recklinghausen, der regelmäßig über die alliierten Bombenangriffe informierte. Er sendete auf Mittelwellenfrequenz, konnte mit einfachem Klingeldraht über das Radio empfangen werden.

www.recklinghausen.de/gedenkbuch

Zerstörung bedeutender englischer Kulturstädte zum Ausdruck zu bringen; in England sprach man vom „Baedeker-Blitz“.

Anfang 1943 legten die Briten nach: Beim RAF *Bomber Command*, dem Oberkommando der strategischen Bomberflotte, entstand ein Handbuch über lohnende Angriffsziele im Deutschen Reich. Spätestens im November 1943 nannte man dieses Arbeitsmittel *Bomber's Baedeker*. Aber nicht Kulturstädte standen im Vordergrund, sondern kriegswirtschaftlich bedeutende Kommunen mit mehr als 15.000 Einwohnern. Nach Art eines alphabetischen Nachschlagewerkes, das im April 1944 in einer erweiterten Fassung vorlag, werden auf rund 800 Schreibmaschinen-Seiten 518 Orte mit ihren geografischen Koordinaten, einer wirtschaftlichen Kurzcharakteristik und ihren Einwohnerzahlen erfasst, das sollte den britischen Luftkriegsplanern eine systematische Zielauswahl ermöglichen.

Seit dem Frühjahr 1943 nahmen die britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte das Ruhrgebiet ins Visier. Über das Schicksal einer Stadt im Bombenkrieg entschied aber nicht zuletzt die Klassifizierung einzelner Industrieanlagen im Sinne einer Hierarchie von „1+“ (besonders kriegswichtig) bis „3“ (weniger wichtig). Dabei fällt auf, dass im *Bomber's Baedeker* Kohlenbergwerke (*collieries*) und Kokereien (*coking plants*) meist nur in die dritte Kategorie eingeordnet werden, ganz anders als Raffinerien und Hydrierwerke, in denen durch Kohleverflüssigung wertvolles Benzin für die Wehrmacht gewonnen wurde: Gelsenkirchen wies mit derartigen Anlagen in Horst und Scholven gleich mehrere Objekte der Kategorie 1 auf, was zu diversen Großangriffen auf Recklinghausens Nachbarstadt führen sollte.



Auszug aus dem „Bomber's Baedeker, 2. Aufl., 1944, Bd. 2, S. 552.

Im zweiten Band („Lahr – Zwickau“) taucht natürlich auch *Recklinghausen (Westphalia)* auf: Verzeichnet werden dort die *Railway Repair Shops* (das Eisenbahnausbesserungswerk Hillerheide), der Hafen am Rhein-Herne-Kanal, die Bischoff-Werke (Hersteller von Lokomotiv- und Waggonbauteilen) sowie alle Zechen und Kokereien im Umkreis der Stadt einschließlich Herten und Oer-Erkenschwick. Doch sämtliche Industrieanlagen Recklinghausens bewegen sich in der Ausgabe von 1944 unter den nachgeordneten Objekten. Und noch etwas kommt hinzu: Auf einer schematischen Landkarte, die dem Handbuch beiliegt, wird Recklinghausen gar nicht zum Ruhrgebiet gerechnet. Diese Faktoren trugen wohl dazu bei, Recklinghausen bis März 1945 vor den verheerenden alliierten Flächenbombardements zu verschonen, in welchen zwischen Wohnsiedlungen und Industrieanlagen bewusst nicht unterschieden und die systematische Zerstörung deutscher Städte zum Ziel erklärt wurde. *Morale Bombing*, d.h. die Brechung der deutschen Kriegsmoral durch verheerende Luftangriffe insbesondere auf zivile Ziele, nannte sich diese Strategie, die schon Anfang 1942 vom britische Luftmarschall Arthur Harris entwickelt worden war.

Aus dem *Bomber's Baedeker*, der seit 2019 online einsehbar ist, lässt sich der Angriff auf den Recklinghäuser Hauptbahnhof und das Nordviertel jedenfalls nicht direkt ableiten, zumal die Gleisanlagen dort gar nicht erwähnt werden. Vielmehr tritt hier ein anderer ‚Strang‘ der alliierten Luftkriegsführung auf den Plan, der in der Fachliteratur als Transportoffensive bezeichnet

wird: Die 8. US-Luftflotte, die seit Frühjahr 1943 vom östlichen England aus deutsche Ziele angriff, widmete sich u.a. der Aufgabe, das west- und mitteleuropäische Eisenbahnnetz, das von der seit Sommer 1944 an drei Fronten kämpfenden Wehrmacht intensiv genutzt wurde, an wichtigen Knotenpunkten zu zerschlagen. Indem man Nachschubverbindungen und die rückwärtige Verkehrsinfrastruktur (vor allem Verschiebebahnhöfe) zerstörte, sollte den deutschen Streitkräften insbesondere der Widerstand gegen die aus der Normandie vorrückenden alliierten Armeen erschwert werden.

Zur Logik dieses Luftkrieges, der auch die von der Wehrmacht besetzten Gebiete in Westeuropa erfasste, gehörte, dass man zeitweilig zwischen Freund und Feind nicht unterschied. Die ersten Leidtragenden dieser Luftoffensive waren nämlich diverse Städte in Nordfrankreich: Rouen, Nantes, Lille, Le Havre, Boulogne und Calais hatten erhebliche Zerstörungen zu erleiden, im August 1944 traf es auch Recklinghausens Partnerstadt Douai, deren historisch bedeutende Stadtbibliothek in Bahnhofsnähe schwer beschädigt wurde. Etwa 50.000 Franzosen, die doch nach Jahren deutscher Okkupation die Befreiung durch die Alliierten herbeisehnten, starben bei diesen Angriffen.

Mitte März 1945 stand der Krieg, der schon die Ufer des Niederrheins erreicht hatte, bereits vor den Toren des Kreises Recklinghausen. Die Luftangriffe auf das deutsche Schienennetz hatten mit der *Operation Clarion* schon Ende Februar ihren Höhepunkt erreicht. Es „hagelte“ aber nicht nur Bomben, sondern auch Flugblätter mit einer martialischen Botschaft: Zum Schutz vor „gnadenloser“ Bombardierung möge sich die gesamte Zivilbevölkerung des Ruhrgebietes so schnell wie möglich ins Umland begeben! Der Angriff auf Recklinghausen mit rd. 120 sog. B-17-Bombern (sog. „Fliegende Festungen“) der „1st Air Division“ der 8. US-Luftflotte war vorbereitender Teil einer Großoffensive alliierter Boden- und Luftlandtruppen. Diese sollten am 24. März bei Wesel und Dinslaken den Rhein überqueren und durch Westfalen und Niedersachsen ins Innere Deutschlands vorstoßen. Das Bombardement Recklinghausens reiht sich damit ein in die letzte Phase des Luftkrieges gegen das Ruhrgebiet. Jetzt gerieten auch kleinere Städte ins Visier: Vom 20. bis 24. März 1945 wurden Gladbeck, Dorsten, Haltern, Bocholt, Coesfeld und Dülmen verwüstet.

Am Freitagmittag, dem 23. März 1945, herrschten bei klarem Himmel ideale Flugbedingungen. Im damaligen Volksmund nannte man das ein „Bombenwetter“, die alliierten Luftstreitkräfte konnten dadurch mit Übermacht zum Einsatz kommen. Allein an diesem Tag wurden auch Dinslaken, Hagen, Schwerte, Holzwickede, Gladbeck und Unna angegriffen. Kurz nach 13 Uhr gab es in Recklinghausen Fliegeralarm, bald danach gingen in drei Wellen vermutlich rund 500 Tonnen Bomben über dem Zielgebiet nieder. In kaum mehr als einer Stunde verloren im Norden Recklinghausens mindestens 164 Menschen ihr Leben, darunter auch 33 Kinder und Jugendliche, das jüngste Opfer erst zwei Monate alt. Als Todesursache wurde in den standesamtlichen Sterberegistern „Feindeinwirkung!“ vermerkt. Manche



Alliiertes Flugblatt, gerichtet an die Bevölkerung des Ruhrgebietes (März 1945).

Nachnamen tauchen dort mehrmals auf. Ehepaare und ganze Familien fielen dem Luftangriff zum Opfer, besonders betroffen macht ein Fall vom Börster Weg: Eine Mutter kam mit ihren vier Kindern um, keines davon älter als 15 Jahre. Ohnehin traf es den Gebietsstreifen zwischen dem Oerweg und dem Börster Weg am schlimmsten; das Nordviertel, das erst ab ca. 1900 oberhalb des Lohtorfriedhofs zwischen der Halterner Straße, dem Oerweg und der Franz-Bracht-Straße geplant, entwickelt und bebaut worden war, war nun zum größten Teil zerstört.

So unangemessen es angesichts dieser Verheerungen, der Opferzahlen und der traumatisierten Überlebenden klingt: Recklinghausen ist vergleichsweise glimpflich davongekommen. Die Tatsache, dass sich die 8. US-Luftflotte mit einem taktischen, d.h. räumlich begrenzten Bodenziel zufriedengab, hat die Gesamtstadt letztlich vor dem physischen Untergang bewahrt, dem aber 1944/45 viele deutsche Städte nicht entkommen konnten. Vergleichszahlen, die man aus Kommunen

ähnlicher Größenordnung (d.h. bis etwa 100.000 Einwohner) kennt, machen nämlich deutlich, dass der alliierte Luftkrieg seit der zweiten Hälfte des Jahres 1944 einem „entfesselten Orkan“ glich – so im Jahre 2014 der renommierte britische Militärgeschichtler Richard Overy.

Besonders hart und früh traf es das bergische Remscheid: Schon am 31. Juli 1943 starben tausend Menschen bei einem nächtlichen Luftangriff, 80 Prozent der dortigen Bausubstanz war vernichtet. Beim US-Luftangriff gegen das Bahnhofsviertel von Douai ließen am 11. August 1944 rd. 300 Menschen ihr Leben; das sind fast doppelt so viele Tote wie im Nordviertel 1945. 50 Prozent des Gebäudebestands von Douai, dessen Innenstadt zuletzt im Oktober 1918 von zurückweichenden deutschen Truppen gesprengt worden war, waren zerstört. Zu beklagen waren in Pforzheim am 23. Februar 1945 bis zu 20.000 Opfer, in Würzburg eine Woche vor dem Angriff auf das Nordviertel fast 5.000, in Hagen am 15./16. März 2.200, in Coesfeld am 22. März 400, in Dorsten am selben Tag 300, in Dinslaken am 23. März 500, in Paderborn am 27. März 350, in Halle an der Saale am 31. März 800. In Nordhausen starben in der Nacht vom 3./4. April 8.800, in Halberstadt am 7./8. April etwa 2.500, in Potsdam am 14. April 1945 schließlich 5.000 Menschen – diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die Dimensionen des alliierten Luftkriegs in seiner Spätphase zu verdeutlichen.

Neun Tage nach diesem Angriff endete mit dem Einmarsch des 134. US-Infanterie-Regiments die NS-Herrschaft in Recklinghausen; Oberbürgermeister Fritz Emil Irrgang war bereits im Februar 1945 untergetaucht. Eine amtlich berechnete Opferzahl betr. den Luftangriff vom 23. März 1945 existiert wohl erst seit Juni 1951, als der damalige Oberstadtdirektor Dr. jur. Wilhelm Michaelis im Auftrag der Stadt Recklinghausen anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Statistischen Amtes der Stadt Recklinghausen einen sog. „Statistischen Sonderbericht der Stadt Recklinghausen 1926–1951“ herausgab. Im Kapitel „Kriegsverluste der Bevölkerung“ wird in der Zeile für den 23. März 1945 summarisch die Zahl 173 angegeben, wobei zwischen 162 Recklinghäuser Bürgern und 11 „Auswärtigen“ unterschieden wird (die man nach Lage der Dinge als Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter*innen größtenteils osteuropäischer Herkunft einordnen muss; an der Langen Wanne und am Ossenbergweg, d.h. im unmittelbaren Einzugsbereich besagten Bombenangriffs, gab es nämlich entsprechende Barackenlager der Zeche General Blumenthal). Quellenangaben zu einzelnen Zahlen und Daten liegen in der Publikation von 1951 indes nicht vor, zu vermuten ist jedenfalls eine zahlenmäßige Auswertung der einschlägigen Standesamtsregister – eine erneute Zählung und Interpretation



Zerstörungen am Oerweg, März/April 1945 oder wenig später, (Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand Verkehrs- und Verschönerungsverein Nord e.V., Nr. 41).

der eingetragenen Todesfälle kam im März 2020 schließlich zur besagten Mindestzahl von 164 Opfern.

Zum neunten Jahrestag der Bombardierung berichtete die „Recklinghäuser Zeitung“ im März 1954 vom vollendeten Wiederaufbau des Nordviertels, das in den Jahren des sog. Wirtschaftswunders zu Recht als modernster Stadtteil Recklinghausens galt; 1955 gab es jedoch keine Berichte. Bald geriet diese Tragödie in Vergessenheit, an den Jahrestagen von 1965 und 1975 wurde an den Bombenangriff nicht mehr öffentlich erinnert. Doch das Gedenken kehrte zurück. Am 23. März 1985 – zu Zeiten, in welchen der sog. Kalte Krieg in Europa gerade seinen letzten Höhepunkt erreicht hatte – zogen nach einem Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Elisabeth zahlreiche Recklinghäuser Bürger*innen und Vertreter*innen der Kommunalpolitik zum neuen Gedenkstein am Nordfriedhof und demonstrierten für weltweiten Frieden. Zehn Jahre später, am 23. März 1995, erschien in der Lokalpresse ein Aufsatz von Stadtarchivar Dr.

Werner Burghardt über die Geschehnisse genau 40 Jahre zuvor. Nach weiteren zwei Jahrzehnten ließen die zahlreichen Blindgänger und Bombenentschärfungen, denen man sich 2019 plötzlich beim Bau der neuen Ludwig-Erhard-Allee zu stellen hatte, das Geschehen ein Dreivierteljahrhundert zuvor auf ganz andere Weise erahnen. 75 Jahre nach der Katastrophe liegt es nun an den Recklinghäuserinnen und Recklinghäusern des fortschreitenden 21. Jahrhunderts, jenen Tag im März 1945 bleibend in die Erinnerungskultur ihrer Stadt aufzunehmen.

Dr. Matthias Kordes, Stadtarchivar

Quellen und Literatur

- The Bomber's Baedeker: Guide to the economic importance of German towns and cities. London: Enemy Branch/ Foreign Office & Ministry of Economic Warfare, April 1944; online: <https://visualcollections.ub.uni-mainz.de/urn:nbn:de:hebis:77-vcol-20056>
- Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand Standesamt: Sterberegister Standesamt Recklinghausen I, Jg. 1945.
- Blank, Ralf / Gerhard E. Sollbach: Das Revier im Visier: Bombenkrieg und „Heimatfront“ im Ruhrgebiet 1939-1945. Hagen 2005.
- Blank, Ralf: „Bitter Ends“. Die letzten zwei Monate des Zweiten Weltkriegs im Ruhrgebiet 1944/45. Essen 2015.
- Boog, Horst: Bombenterror gegen zivile Ziele - warum?, in: DAMALS, 10/1994, S. 38-45.
- Burghardt, Werner: „Ein Bild des Grauens stand damals vor uns“. 23. März 1945: Im Bombenhagel sank das Nordviertel in Schutt und Asche, in: Recklinghäuser Zeitung, Ausg. v. 23. März 1995, S. 3.
- Friedrich, Jörg: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg. Berlin 2002.
- Niewerth, Gerd/ Potthoff, Rolf (Hg.): Als die Steine Feuer fingen: Der Bombenkrieg im Ruhrgebiet; Erinnerungen. Essen 2003.
- Hohn, Uta: Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg. Regionale Unterschiede in der Bilanz der Wohnungstotalschäden und Folgen. Dortmund 1991.
- Hohn, Uta: The Bomber's Baedeker. Target Book für Strategic Bombing in the Economic Warfare against German Towns 1943-1945, in: GeoJournal 34 (1994), 2, S. 213-230.
- Kordes, Matthias: Kriegsende 1945 in Recklinghausen, in: Vestischer Kalender, 87. Jahrgang (2016), S. 111-119.
- Meilinger, Philipp S.: Airwar: Theory and Practice. London / Portland 2003.
- Overy, Richard: Der Bombenkrieg. Europa 1939 bis 1945. Berlin 2014.
- Süß, Dietmar: Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England. München 2011.
- Tyrock, Andreas (Hg.): Feuersturm an der Ruhr. Erinnerungen an den Bombenkrieg im Ruhrgebiet. Essen 2014.

► Der Tod nach der Ostermesse 1945

„Hass ist unser Gebet und Rache unser Feldgeschrei!“ tönte es am Ostersonntag aus den „Volksempfängern“. Die Radios übertrugen am 1. April 1945 über den Deutschlandfunk den „Werwolf“-Aufruf von Propagandaminister Joseph Goebbels. Ein brutales Gegenprogramm zur Auferstehungsbotschaft, der Überwindung des Todes und der schuldhaften Verstrickungen der Menschheit durch den Versöhner und Erlöser Jesus Christus!

Und es war die brutale Realität eines verbrecherischen Regimes und des von ihm angezettelten Weltkrieges. Eine Woche zuvor, am 23. März 1945, war den alliierten Truppen in blutigen Kämpfen der Übergang über den Niederrhein gelungen. Am

selben Tag erlebte das Nordviertel den verlustreichsten Bombenangriff der Stadt mit 173 Toten.

Für die Bevölkerung spielte sich das Leben bereits seit November 1944 Tag und Nacht in privat ausgebauten Luftschutzbunkern, neun Hochbunkern und den Stollen in Hochlarmark, im Paulusviertel und am Saalbau ab: Hier „hatten Frauen Kinder zur Welt gebracht, wurden Kinder getauft und Sterbende versehen“, notierte Pfarrer Karl Vennekamps in Suderwich. So wurde der Suderwicher Friedhelm Steckel am 21. Februar 1945 um 9.10 Uhr im Bunker an der Esseler Straße geboren.

Bereits am 13. September 1944 war St. Peter, das Wahrzeichen der Stadt, völlig zerstört worden; sechs Menschen wurden

getötet. Am Allerheiligentag 1944 starb der Buchhändler Rudolf Winkelmann unter den Trümmern seines Geschäfts und der benachbarten Gymnasialkirche. 14 Tote waren es am 6. November und unter den 24 Bombenopfern der Angriffe am 9. 11.1944 befanden sich auch 12 Bergleute der Zeche König Ludwig 4/5 in Suderwich und eine Großfamilie in Süd. Die Bevölkerung versuchte, ihr Leben organisieren zu können. Die Wasser- und Stromversorgung war gestört, Nahrungsmittel auf Bezugsschein kaum noch zu erhalten.

Während Pfarrer Josef Zumhülsen von St. Elisabeth in der Karwoche noch bis Gründonnerstag täglich die Bombentoten beisetzen musste, bereitete das Regime die Verheizung des „letzten Aufgebots“ vor. Am selben 29. März wurde der „Volkssturm“ einberufen und Gauleiter Alfred Meyer forderte am Karfreitag in Plakatanschlägen auch alle über 15-Jährigen zum Endkampf auf. Am 26./27. März hatte Meyer im Hochbunker an der Hohenzollernstraße durch einen Boten, Hitlers berückichtigten „Nero-Befehl“ erhalten: Das sowieso schon massiv zerstörte Ruhrgebiet sollte nur als Trümmerwüste in die Hände des Feindes fallen. Meyer persönlich ordnete das Anbringen von Sprengladungen auf der Zeche Blumenthal und an Eisenbahnbrücken an. Glücklicherweise gab es hier und auf der Suderwicher Zeche mutige Menschen, die die Kabel durchtrennten.

Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner brachten die letzten Tage in dunkler und beängstigender Enge zu:

„Der Paulusstollen! [...] 14 Meter tief musste man hinuntersteigen in das Erdverließ, ein 2,5 m breiter, unterirdischer Gang, der sich bis unter den Schulplatz der Oberschule für Jungen [heute: Hittorf-Gymnasium] der Kemnastraße hinzog. Noch überkommt einen das Grauen, wenn man sich rückdenkend daran erinnert, wie tausende Menschen sich hier zu retten suchten. An den beiden feuchten Wandseiten des Stollens, auf mitgebrachten Schemeln, Hockern und Bündeln, saßen Menschen, stumm und gelassen, fast möchte man sagen apathisch, junge Menschen, Kinder, Mütter mit Säuglingen im Arm, mit kleinen Kindern im Schoß, alte

gebrechliche Leute, die sich mühsam die 86 Stufen herabgeschleppt hatten, das Bündel mit ihren notwendigen Habseligkeiten an sich pressend. Bei der nur spärlichen Beleuchtung war es ein geradezu erschütterndes Bild [...]. In der letzten Zeit gab es Menschen, die tagelang den Stollen nicht mehr verließen. Die Luft wurde immer unerträglicher. Mit der Feuchtigkeit vermischten sich Kleiderausedünstungen, [Gerüche] des Essens etc. [...]“

Am Karsamstag (31. März) begann mittags der gezielte Beschuss der Stadt. Trotzdem feierten Christen im Schwesternhaus neben der zerstörten Pauluskirche die Osternacht: *„Trotz höchster Lebensgefahr hatten sich noch etwa 100 Menschen in der Kapelle eingefunden. Die feindliche Front stand schon in Gelsenkirchen-Buer. Die Einschläge des Artilleriebeschusses hallten erschreckend nahe. Aber der Ernst der Stunde und das Bewusstsein, jeden Augenblick des Todes gewärtig zu sein, drängte die Menschen in die Nähe des Altars. Im engen Flur des Paulusstifts wurde auf einer Kehrschaufel zwischen Ziegelsteinen ein kleines Osterfeuer entzündet und an dem gesegneten Feuer die Osterkerze entfacht. Sollte sie unsere Sterbekerze sein? Das symbolische Licht, das uns geleitet ins ewige Licht? Während die Einschläge näher kamen und uns oft zusammensucken ließen, umstanden wir bis hoch die Haustreppe im Treppenhaus hinauf, das Osterfeuer: „Jesus dir jauchzt alles zu, Herr über Leben und Tod bist du!“, so hallte es durch das Haus. Noch war die Osterliturgie nicht beendet, da bat ein Hauptmann, der sich schnell von seiner Truppe entfernt hatte, ihm die heilige Kommunion zu reichen, er müsse sogleich wieder ins Gefecht. Ob das seine Wegzehrung gewesen ist? Gleich nach der Taufwasserweihe empfing eine 17jährige, junge Konvertitin die Taufe. Nach der Samstagabendmesse flüchteten die Menschen heim. Auf den Straßen wurde es leer. [...] Gar mancher, der sich noch in den Stollen oder den Bunker retten wollte, fand unterwegs den Tod. Auch zwei Anwohner unserer Paulusstraße [...] wurden tödlich getroffen.“* Auf dem Holzmarkt wurde auch der bekannte Turmuhrenfabrikant Willy Vortmann (1893-1945) tödlich getroffen, *„nach Empfang der hl. Osterkommunion“, wie der Totenzettel vermerkte.*



Trümmer der Buchhandlung, beschädigte Gymnasialkirche 1944 (Foto: Winkelmann)

Auch US-Generalmajor Butler Miltenberger war sich des Angriffstages bewusst: *Der „Ostermorgen schien eine unangemessene Zeit zu sein, um Krieg zu führen, jedoch gab es überhaupt eine derartige Zeit, die sich als angemessen hätte bezeichnen lassen? Zu einer Stunde, in der in Friedenszeiten viele Männer, die jetzt Soldaten waren, in ihren Kirchen zum Ostergottesdienst besucht hatten, um den Aufstieg der Sonne zu erleben, bereiteten sich die Männer des 134. Infanterieregiments auf einen neuen Angriff vor.“*

In der Stadt versuchten die Einheimischen, deutsche Soldaten zum Abzug zu bewegen: Selbst im Ordenshaus der

Vorsehungsschwestern sollte eine Verteidigungsstellung aufgebaut werden: „Gegen 9 Uhr morgen standen deutsche abgekämpfte, bebärtete Krieger, die durch den Waschkeller eingedrungen waren, vor den Schwestern. Zum größten Schreck der Frauen hatten sie im Paulusstift Maschinengewehre eingebaut zur Abwehr. Für das Paulusstift bedeutete das die Vernichtung. Nachdem die Schwestern den ausgehungerten Soldaten zu essen gegeben hatten, baten sie darum, die Maschinengewehre abzumontieren, was auch geschah.“ In den Tagen zuvor waren bereits erschöpfte deutsche Soldaten auf dem Rückzug in der Stadt gesehen worden und deprimierende Flüchtlingstrecks von Mädchen, alten Männern und Frauen und ihrem Vieh vom Niederrhein. So standen jetzt an der Bochumer Straße in Süd und anderswo die Panzersperren ohne Verteidiger da. Trotzdem gab es anderenorts massive Abwehrkämpfe. Eine Geschützstellung, die am Lohtor noch aufgebaut worden war, zog glücklicherweise nach einigen Stunden ab.

Im Paulusviertel fand der Stollenwart „das mutige Wort, das ihm vielleicht noch wenige Stunden früher den Tod durch Erschießen oder das Konzentrationslager gebracht hätte.[...] Recklinghausen sei von diesen unseligen Unterdrückungsmethoden jetzt frei. Ihre Wortführer hätten feige die Flucht ergriffen und das Volk seinem Schicksal überlassen. Das schlug ein. – Ein Gemurmel der Verachtung ging durch den Raum.“ Ein US-Offizier mit Dolmetscher schritt durch die Anlage. In kleinen Gruppen durften die Menschen nach draußen, um sofort nach Hause zu eilen, denn nun lagen sie unter dem Beschuss deutscher Stellen südlich der Emscher; immer noch starben Menschen.

Gegen Mittag erreichten die US-Truppen die Altstadt: Durch ein großes Loch in ihrer Hauswand sieht die Schülerin Irmgard Honnef die US-Panzer, die aus dem Paulusviertel auf das Steintor zurollen. Krieg ist real: Einer ihrer Lehrer, Paul Rüther, war am Mittag des Karfreitags auf dem Holzmarkt durch Granatsplitter tödlich verwundet worden. US-Soldaten, „MP im Anschlag“ und Riesen-Panzerkolosse fahren in die Steinstraße ein. Zwei Offiziere betreten das Haus: „Ich raffte allen Mut und meine Englischkenntnisse zusammen und frage mit dem kessen Ausdruck einer Sechzehnjährigen: 'What do you want?'“ Sie lächeln amüsiert und

zeigen auf den Kellerabgang: 'German soldiers?' 'No only people of our house!' Ich begleite sie hinunter und – wieder hinaus. Keine Vergewaltigung! Ein Stein fällt mir vom Herzen. ...“

Am Spätnachmittag erreichen die Amerikaner Röllinghausen, abends Suderwich. Auch dort waren die frühmorgendlichen Festmessen wegen der Kampfhandlungen ausgefallen. Und doch war es der Ostertag 1945, an dem die Einwohner die dunklen „Erdverließe“, Kellerräume und Bunker verlassen konnten – das Terrorsystem von Hass und Rache war besiegt und die alltägliche Bedrohung mit dem Tode.

Am Ostermontag konnten auch Menschen wie Wilhelm Bitter wieder ungefährdet das Tageslicht erblicken. Der Verleger katholischer Zeitungen und Zeitschriften, enteignet und mehrfach inhaftiert, hatte sich wochenlang in den Kellern des Verlagshauses versteckt. Nun wurde er vom US-Oberst Schneider gesucht, um angesichts der Notlage der Bevölkerung zusammen mit anderen unbelasteten Führungskräften die Stadtverwaltung zu leiten. In Marl war der Recklinghäuser Paul Eichmann, der in Hüls ein Geschäft besaß, zum „Oberbürgermeister“ ernannt worden. Der Christ hatte sich von seiner jüdischen Frau nicht scheiden lassen und sie dadurch vor der Deportation, nicht aber vor einer Einweisung in ein Arbeitslager bewahren können. Auch ihre Tochter Johanna, als „Halbjüdin“ diskriminiert und untergetaucht, konnte nun aus ihren Verstecken wieder ins ja keineswegs „normale“ Leben zurückkehren. Viele Familienmitglieder der späteren Oberin des Ursulinenklosters in Dorsten waren wie die jüdischen Familien der Stadt dem mörderischen Holocaust zum Opfer gefallen.

„Tod und Auferstehung“ feierten auch die amerikanischen Besatzer: „Catholic mass at 10 o'clock“ war auf Plakaten am 15. April an der Pauluskirche angekündigt. In der Predigt, wurde Franklin Roosevelts gedacht, der drei Tage zuvor verstorben war. Den endgültigen Sieg über das NS-Regime am 8. Mai 1945 hatte der US-Präsident nicht mehr erleben können.

Georg Möllers

(Recklinghäuser Zeitung, 9. April 2020/Gründonnestag)

► 8. Mai - „Es scheint Siegesstimmung unter den Amerikanern zu herrschen“

Vorbemerkung: „Der 8. Mai ist ein Datum von entscheidender Bedeutung für Europa“. Er ist es für Europa, denn der Weltkrieg sollte im Fernen Osten noch viele Opfer kosten. Da Deutschland kapituliert hatte, kamen auch dort über Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August die ersten Atombomben zum Einsatz, denen erst im September 1945 die Kapitulation Japans folgte.

Auch in Europa sind die Erinnerungen, wie Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner historischen Rede am 8. Mai 1985 in Bundestag ausführte, unterschiedlich ausgeprägt: „Seinem Schicksal gemäß hat jedes Volk dabei seine eigenen Gefühle.

Sieg oder Niederlage, Befreiung von Unrecht und Fremdherrschaft oder Übergang zu neuer Abhängigkeit, Teilung, neue Bündnisse, gewaltige Machtverschiebungen.“ Das wurde in Recklinghausen im April 2005 in einem Symposium mit den Partnerstädten Akko (Israel), Bytom (Polen), Doau (Frankreich), Dordrecht (Niederlande) und Preston (Großbritannien) ausdrücklich thematisiert.

Die vollständige Niederlage der nationalsozialistischen Angriffs- und Vernichtungsmaschinerie wurde in den besetzten Gebieten mit unbändigem Jubel gefeiert; für viele Menschen in Konzentrationslagern, für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter war es die Lebensrettung in letzter Minute. Unter den Deutschen hatten noch nicht viele die Kenntnis und die Einsicht, dass die



26. April: Ausgabe nicht rationierten Zuckerrohrs durch die US-Militärregierung in Recklinghausen (Foto: National Archive Washington)

bis zuletzt fanatische Kriegsführung nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 mehr Gefallene und Zivilopfer gefordert hatte, als der Krieg von 1939-44.

Weizsäcker formulierte diese Widersprüchlichkeiten der Erfahrungsgeneration. Und doch gelang es dem Bundespräsidenten - 40 Jahre danach - im 8. Mai nicht nur einen „Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten“ zu sehen, sondern den „Tag der Befreiung. Er hat uns befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewalt-herrschaft.“ Die unmittelbare Reaktion der Recklinghäuserinnen und Recklinghäuser vor 75 Jahren war zunächst von den Kriegserfahrungen geprägt.

Die oben zitierte Tagebucheintragung - der Schluss-Satz am 8. Mai 1945 - war von Dr. Hermann Bitter formuliert worden. Der Lehrer der damaligen Oberrealschule, das heutige Hittorf-Gymnasium, hatte schon Tage zuvor nur vage Gerüchte und Dementis zu Hitlers Tod oder einem Waffenstillstand notieren können. Zudem war für die Recklinghäuser der dramatische Ostersonntag (1. April) mit der Flucht der gesamten NS-Führung, dem Einmarsch der Amerikaner und den letzten Gefechten das entscheidende Datum des Kriegsendes.

Für die Einwohner standen die drängendsten Fragen des täglichen Lebens im Vordergrund. Es ging um die Wasser- und Energieversorgung, um die Reparatur zerstörter Häuser, um die Beschaffung von Nahrungsmitteln. So versuchte die Bevölkerung der Städte privat auf sogenannten „Hamsterfahrten“ mit Fahrrädern oder später in Zügen im „Tauschhandel“ Lebensmittel auf dem Lande zu besorgen. Das war natürlich illegal und strafbar, da es der zentral organisierten Mangelbewirtschaftung widersprach. Dies galt auch für die Beschaffung von Kohle oder Brennmaterial. Ein Satz in der Silvesterpredigt des Kölner Erzbischof Joseph

Frings setzte im Hungerwinter 1946/47 neue Maßstäbe. Ausgerechnet bei der Predigt über die 10 Gebote sagte er: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch Arbeit oder durch Bitten, nicht erlangen kann.“ Dass Frings gemeinsam mit den Bischöfen von Galen und von Preysing am 18. Februar 1946 von Pius XII. symbolisch für „das andere Deutschland“ in das Kardinalskollegium aufgenommen worden war, verlieh ihm zusätzliche Autorität. So erhielt das „Fringsen“ den Status einer legitimen Notwehr.

Die Versorgungskatastrophe war auch die zentrale Aufgabe der Besatzungsmacht. Bereits Ostermontag ließ US-Oberst Schneider nach Wilhelm Bitter suchen. Der Verleger katholischer Zeitungen, mehrfach inhaftiert und

enteignet, stand auf der Liste unbelasteter Führungskräfte. Er übernahm ehrenamtlich das Dezernat des Wirtschafts- und Ernährungsamtes, während Dr. Josef Hellermann, der 1943 verhaftete Stadtschulrat, als Oberbürgermeister eingesetzt wurde. Ihre erste Bilanz war verheerend: Verkehrsverbindungen waren durch Kriegseinwirkungen oder durch deutsche Einheiten zerstört worden; die Südstadt wegen dieser Sprengung der Autobahn- und Kanalbrücken abgetrennt. Post- und Telefonverbindungen waren unterbrochen. Nahrungsmittel hatte die geflohenen NS-Führung samt der Transportfahrzeuge mitgenommen.

„Die Not der Ausgebombten, der zurückgekehrten Evakuierten, der heimkehrenden Soldaten, der Ostflüchtlinge, pocht dringend an die Tür“, heißt es in der Pfarrchronik St. Paulus, nachdem in kurzer Zeit die Gemeindegröße von 4800 auf 6200 gestiegen war. Mit der Bekämpfung der Not stellte sich eine zentrale Frage, die zu kontroversen Bewertungen führen sollte: Konnte man auf die Kenntnisse und Fähigkeiten der Fachleute und Funktions-träger verzichten, die NSDAP-Mitglieder gewesen waren oder war man auf ihre Unterstützung angewiesen - und wie lange? Bis Mai wurden die ersten 42 städtischen Mitarbeiter entlassen. Dem städtischen Personalbereinigungsausschuss im August 1945 folgten ab 1946 systematische Entnazifizierungsverfahren, die versuchen sollten, Täter von Mitläufern oder Unbelasteten zu unterscheiden.

Zur gewissermaßen öffentlichen „Entnazifizierung“ gehörte die bereits im April einsetzende Abschaffung der 1933-39 im großen Stil vorgenommenen Straßenumbenennungen. Im Juni durften erstmals seit sechs Jahren wieder die Fronleichnamspzessionen stattfinden, in St. Elisabeth mit über 1000 Teilnehmern, darunter auch 40 Italienern aus dem Lager „Lange Wanne“. Die

Der Tod vieler Familienmitglieder und die bange Sorge um vermisste Angehörige, deren Schicksal unbekannt war und für viele auch blieb, prägten das persönliche Leben. Die Konfrontation mit dem Ausmaß des brutalen Terror-Regimes gehörte zum „Re-Education“- Programm der Alliierten. Im Juni 1945 wurde im Odeon, Breite Str. 16, einst Aufführungsort der NS-Propaganda- und Unterhaltungsfilme eine Dokumentation über das KZ-System gezeigt und ihr Besuch angeordnet. Zu den wenigen Überlebenden des Ghettos Riga gehörten die im Juli zurück gekehrten Martha Markus und Rolf Aron: „*Die Feder sträubt sich die mitgeteilten Grausamkeiten aufzuschreiben*“, notiert die Pfarrchronik St. Paulus. Für die Akzeptanz

(Georg Möllers, *geistREich*, Mai 2020, erweitert um eine Vor-
bemerkung)

In und um Suderwich herum wurden etwa zwölf größere Brände gezählt, die durch Brandbomben entstanden waren, wobei besonders Bauernhöfe in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch Vieh kam hierbei um. Bei einem Angriff auf eine nahegelegene Scheinwerferstellung wurde am 6. November 1944 die evangelische Kirche schwer getroffen, aber auch an Schulen und

Im Jahre 1944 war unter Leitung des Fahrsteigers Weighardt auf der Suderwicher Schachtanlage ein Werkschutz gebildet worden, der hernach dem Volkssturm eingegliedert wurde. Er sollte gegenüber dem herannahenden Feind den Schutz und die Verteidigung der Zechenanlage übernehmen. Wie aber sollten sie eine solche Aufgabe erfüllen können? Hatten sie doch nur wenige veraltete Gewehre und etwa zwanzig italienische Karabiner, für die nicht einmal Munition mitgeliefert war! Als selbst die fanatischsten Hitleranhänger einsehen mussten, dass der Krieg verloren war, entschlossen sie sich zu verzweifelten Aktionen. Auf keinen Fall sollten auf der Zeche für den Feind Kohlen gefördert werden. Man rief die Belegschaft auf, sich am

Zechentor zu versammeln, um sich gemeinsam nach Osten hin abzusetzen. Ganze dreißig Mann folgten dem Aufruf, von denen sich auf dem Marsch zum Kanal nach Horneburg hin noch etliche verkrümelten, so dass die Naziführer schließlich kleinlaut wieder umkehrten.

Beinahe wäre von deutscher Seite her über König Ludwig IV/V zum Schluss noch eine Katastrophe hereingebrochen. Um den verbrecherisch-befohlenen Plan der sogenannten „verbrannten Erde“ durchzuführen, erschien auf dem Zechenplatz ein SSKommando, das den Befehl hatte, das Werk zu zerstören. Der verantwortliche Zecheninspektor Mester verlegte sich auf das Verhandeln. Er schlug vor, nur gewisse wichtige Ventile bei den Fördermaschinen zu entfernen, um eine Kohlenförderung unmöglich zu machen. Ja, er ließ, beherzt durch einen fingierten Befehl, das Kommando abrufen und so gelang es, von geringen Eingriffen abgesehen, die später schnell wieder behoben wurden, die Werksanlage zu erhalten, so dass die Arbeit zum Wohl der schwergeprüften Bevölkerung bald wieder aufgenommen werden konnte. Bevor am 1. April 1945 die Amerikaner in Suderwich einzogen, hatte man das letzte noch unter Tage befindliche Grubenpferd geschlachtet.

In der Erkenntnis, dass jeglicher Widerstand sinnlos sei, hisste man am hohen Förderturm beim Herannahen des Gegners die weiße Fahne.

Als letzte „Heldentat“ war von einigen Pionieren noch die über die Hamm-Osterfelder Bahnstrecke führende Brücke gesprengt worden. Sie wurde durch den Suderwicher Bauunternehmer Wilhelm Isselstein sehr bald auf eigene Kosten wiederhergestellt und trägt seitdem im Volksmund seinen Namen.

Der Werkschutz wurde gefangengenommen, aber gut behandelt. Man beließ ihm sogar seine „Spielzeuggewehre“, die zur Abschreckung plündernder aus dem Ickerottlager freigewordenen Fremdarbeiter noch gute Dienste taten.

Eine amerikanische Batterie hatte sich auf der Lülfsstraße aufgebaut und schoss noch etliche Salven in Richtung Henrichenburg. Dann trat eine große Stille ein. Für Suderwich war der Krieg beendet. Jetzt konnte der Wiederaufbau beginnen.

Vom Förderturm der Suderwicher Zeche aus betrachtete ein amerikanischer Offizier prüfend die umgebende Landschaft. Er sagte zum danebenstehenden Bergmann: „Deutschland ist ein schönes Land. Warum muss im Krieg alles kaputtgemacht werden?!“

1 Zillesen, Walter: Suderwicher Geschichten.
Verlag Rudolf Winkelmann. Recklinghausen 1982, S. 98 – 100

► Süd: „So hatten wir uns den Einmarsch nicht gedacht“¹

Die Goebbelsche Propaganda hatte ein eindringliches Feindbild gezeichnet, dessen bestimmende Merkmale Vandalismus und Brutalität waren. Daneben waren tiefsitzende Vorurteile gegen Schwarze gezüchtet worden. [...]

Von Herten kommend rückten die Amerikaner um die Mittagszeit des 1. April über die Salentinstraße auf Süd zu. [...] Langsam, immer auf der Hut vor deutschen Widerstandsnestern rückten die Amerikaner vor. Wider Erwarten gab es keine größere Feindberührung. Eine aus vier 8,8-Geschützen bestehende deutsche „Panzerlauerstellung“ westlich der (von deutschen Sprengkommandos offenbar vergessenen) Hasselmannbrücke setzte sich beim Näherkommen der Amerikaner ab. [...]

Man hörte die Panzer lange, bevor man sie zu Gesicht bekam. Hausgemeinschaften und Nachbarn rückten in Kellern näher zusammen. Das was sie erlebten, war nicht das allseits erwartete „Stahlgewitter“, keine donnernden Kanonen, nicht das laute, explodierende Losschlagen, nicht die dramatische, von Partei und Propaganda beschworene Entscheidungsschlacht. [...]

Nach Überqueren der Hasselmannbrücke in Grullbad gegen 15 Uhr teilt sich die Kolonne und schwenkt in die Grullbad-, Reitwinkel- (damals noch weitgehend befahrbar), Theodor-

Körner- und Feldstraße ein. Ein 15-jähriger, HJ-gedrillter Junge beobachtet aus einem Garten der Reitwinkelkolonie den vorrollenden Feind, sieht seine überlegene Ausrüstung versteht die Welt nicht mehr; voll Wut und Enttäuschung muss er feststellen, dass niemand da ist, der diesem Feind entgegentritt, ihn aufzuhalten sucht.

Langsam tasten die Panzer sich die Theodor-Körner-Straße entlang, die damals noch fast wie ein Damm aus dem tiefer liegenden Gelände herausragt, auf die Bochumer Straße zu. Rechts und links der Straße, im Graben duckend und nach allen Seiten sichernd, vorrückende Infanterie. Aus dem Luftschutzkeller des Lyzeums² hat sich ein Fünfzehnjähriger herausgewagt, angezogen vom raschelnden Geräusch der Ketten. Auch er sieht seinen ersten Feindpanzer, sieht wie das Geschützrohr zum Turm des Schulgebäudes hinschwenkt, wo die Panzerbesatzung deutsche Heckenschützen vermutet. Als die Kolonne zum Stehen kommt, macht sich für Minuten eine lähmende, gespenstische Stille breit, hier und dort unterbrochen von einschüchternden Gewehr-schüssen und den Zurufen der Amerikaner, die die Häuser nach versteckten deutschen Soldaten durchsuchen.

Allem Anschein nach hat es in Süd keinen Widerstand gegeben. Aus dem Großteil der Häuser hingen weiße Tischtücher oder Bettlaken heraus, an dem Versorgungsheim³ und der Arztpraxis Theodor-Körner-Straße/Körnerplatz waren Rot-

kreuz-Fahnen angebracht. Das Setzen weißer Kapitulationssignal war nicht ungefährlich. Kurz zuvor, am 29. III., war ein Befehl Himmlers zum Verhalten der Zivilbevölkerung im Westen herausgegangen. „Aus einem Haus, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen. Es darf bei dieser Maßnahme keinen Augenblick gezögert werden.“ Im Lyzeumskeller erwarteten ca. 80 Süder das Kriegsende. Auch sie wollten mit einem weißen Tuch ihre Kapitulationsbereitschaft bekunden. Trotz des Himmlerschen Befehls kletterten drei beherzte, ältere Süder auf den Dachstuhl und „hissen“ die von der Parteiführung geächtete „Fahne“. [...]

Bei den Erwachsenen war so gut wie ausnahmslos Erleichterung festzustellen. „So hatten wir uns den Einmarsch der Amerikaner nicht gedacht, sonst hätten wir nicht solche Angst davor gehabt“ - schreibt der Chronik des Versorgungsheims. [...]

Die Stadt Recklinghausen bleibt außerhalb des Ruhrkessels mit Emscher bzw. Kanal als Nordgrenze. Doch für etwa 10 Tage wurde Süd noch in die Kämpfe hineingezogen, d.h. es wurde, wenn man so will, Frontstadt.⁴

Die Zahl der Todesopfer der Artillerieduelle bis zum 9./10. April 1945 über den Kanal hinweg beziffert Dr. Adolf Vogt, Lehrer am Theodor-Heuss-Gymnasium, mit 20 – 30; die Pfarrchronik St. Marien habe acht Todesopfer aus ihrer Gemeinde verzeichnen müssen. Mehrfach „durchschossen“ wurde auch ihr Kirchturm, der höchste der Südstadt.

- 1 Vogt, Adolf: Ein Stadtteil im Wandel der Zeit. Die Theodor-Körner-Schule – ein Brennspeigel Süder Geschichte. Recklinghausen 1992, S. 262-265
- 2 Im Gebäude der Theodor-Körner-Schule, in dem sich heute das Theodor-Heuss-Gymnasium befindet, war damals das Lyzeum, die höhere Schule für Mädchen untergebracht.
- 3 Das Versorgungsheim Grullbad war ein Altenheim an der Hochstraße, heute: Seniorenzentrum Grullbad

1. Ausfertigung!

Der Oberstadtdirektor
Kriegssachschadenfeststellungsbehörde
A.-Z. 34/Sch 6062

Recklinghausen, den 13. Januar 1950

Feststellungen zur Beweissicherung über einen Kriegssachschaden

Auf Grund der KSSchV. vom 30. 11. 1940 und den zu ihr erlassenen ergänzenden Bestimmungen wird hiermit vorläufig als Grundlage für ein später etwa durchzuführendes förmliches Verfahren festgestellt, daß

Herrn Heinrich Sch w e p p e

d In **Recklinghausen, Ovelgönnestr. 23 b**

am 13. September 1944 in **Recklinghausen, Ovelgönnestr. 23**

nachstehend bezeichneter Kriegssachschaden entstanden ist.

Objektschaden (Gebüdeschaden)
Durch Sprengbomben wurde das Wohnhaus zu 100 % zerstört

Nach den Unterlagen der Schadensschätzung vom 6. 9. 1947 und nach dem Preisstand vom 1. 9. 1949 beträgt der Gesamtschaden 6.950,-- RM i. W.: „Sechstausend-neunhundertundfünfzig R

Die Höhe des Schadens ist vorläufig noch nicht ermittelt

Freibriefamt Otto Wagner, Recklinghausen 81

Wichtiges behördliches Dokument: Beweissicherung über einen Kriegsschaden, 1950 (Als die Steine Feuer fingen, a.a.O., S. 116)

Wehrmachtsbericht, 1. April 1945 ¹

[...] Südlich Steinamanger stehen unsere Truppen in schwerem Abwehrkampf gegen die auf die Reichsgrenze vordringenden Bolschewisten. Eingreifverbände brachten den Feind, der durch eine Frontlücke bei Guns nach Nordwesten vorstieß, im Raum südlich Wiener Neustadt nach Abschluß von 19 Panzern zum Stehen. [...]

In Oberschlesien vereitelten unsere zäh kämpfenden Divisionen erneute Durchbruchversuche [...]

Die Festung Breslau griff der Feind nach mehrstündigem schweren Artilleriefeuer mit starken Kräften von Westen her an. Die Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit der Besatzung. Einige Einbrüche wurden abgeriegelt. An der Oder-Front kam zu keinen Kampfhandlungen von Bedeutung. [...]

Bei Einflügen britischer Bomberverbände in der Nacht zum 31. März in das norwegische Küstengebiet schossen deutsche Nachtjäger ohne eigene Verluste 9 zwei- und viermotorige Flugzeuge ab.

Im Westen stehen unsere Verbände in schweren Abwehrkämpfen an der holländischen Grenze, nördlich und nordöstlich Emmerich, sowie im Raum Burgsteinfurt. Zwischen Dülmen und Münster wurde der Feind aufgehalten. Südöstlich davon ist er im weiteren Vordringen aus dem Raum Drensteinfurt nach Osten. An der Front westlich von Recklinghausen und am Nordrand des Industriegebietes hat sich die Lage ebensowenig verändert wie am Rhein und an der Sieg.

Bei Siegen und am Rothaargebirge verstärkte der Feind seinen Druck in nördlicher und nordwestlicher Richtung, wurde jedoch unter Verlust von zahlreichen Panzern abgewehrt. Im Raum Warburg warfen unsere Truppen die Amerikaner zurück.

Zu heftigen Kämpfen kam es gestern im Raum westlich Kassel und in Hersfeld, in das der Gegner eindringen konnte. Östlich davon sind feindliche Abteilungen bis zur Werra vorgedrungen. Unsere Sperrverbände zerschlugen westlich Fulda eine angreifende Panzergruppe [...].

An der Westalpenfront wurden erneut mehrere Angriffe gaullistischer² Alpenjäger an der Paßstraße beiderseits des Kleinen St. Bernhard blutig zerschlagen. Feindliche Bomberverbände griffen am gestrigen Tage Brandenburg, Halle, Braunschweig, Hamburg sowie einige Orte in Thüringen an.

[...] Im Kampf gegen den feindlichen Nachschub und dessen Sicherung versenkte die Kriegsmarine im Monat März 62 Schiffe mit zusammen 272 600 BRT., 1 Hilfsflugzeugträger, 11 Zerstörer und Geleitfahrzeuge und 2 Schnellboote. [...]

1 Murawski, Erich: Der deutsche Wehrmachtsbericht 1939 – 1945. Ein Beitrag zur Untersuchung der geistigen Kriegsführung. Boppard am Rhein 1962

2 Während das durch das von Deutschland abhängige Vichy-Regime Frankreich offiziell als Deutschlands Verbündeter galt, führte General de Gaulle französische Truppen als Partner der Alliierten.

Aus Tagebüchern und Chroniken

► Überleben beim Angriff auf St. Peter, 13. September 1944

„... Es war ein heller Herbsttag, Anfang des 6. Kriegsjahres, in der Stadt entsprechend stiller Verkehr. Recklinghausen hatte seit dem 10.9.1944 eigenen Drahtfunk (bisher Luftwarnzentrale Westfalen-Süd). Am Dienstag, den 12. Sept. war Münster abends bombardiert. Die Alliierten drangen in Belgien vor. Am 13.9.44 war vorm. 11 Uhr Voll-Alarm (keine Einflüge), um 14 ½ Uhr war Vor-Alarm. Gegen 14 Uhr ging ich, wie alltäglich, zur Kirchensteuerkasse Petruskirchplatz Nr. 4. Kurz vor 18 h wurde Voll-Alarm gegeben. [...] Wir sahen nach dem Voll-Alarm noch Passanten über den Kirchplatz gehen, am Parteihaus¹ der N S D A P standen 3 Männer am Auto, aus verschiedenen Häusern beobachteten Einwohner mehrere feindliche Flugzeuge, die in großer Höhe westwärts flogen und stark von der Flak beschossen wurden.

Als der Drahtfunk im Nebenraum unserer Kasse das Nahen weiterer Bomber meldete und ein starkes Brausen hörbar wurde, gingen wir [...] in den Keller unterm Kassenraum. Die S H D-Männer², die in den Nebenräumen ihre Krankenstube hatten, folgten uns langsam. Als wir unten waren, erfolgte eine starke Detonation, es waren Bomben geworfen. Ich sank vom Luftdruck in die Knie, mein Hut flog vom Kopf, das elektrische Licht versagte, eine starke Staubschicht erschwerte das Atmen. Von der Kellertreppe her kam ein lautes Stöhnen, Ein S H D-Mann hatte eine Halsverletzung und Rippenbrüche, ein anderer Schlüsselbeinbruch. ... Ein S H D-Mann erzählte noch, dass seine Frau und drei Kinder in voriger Woche in Eickel beim Fliegerangriff zu Tode gekommen seien, jetzt würde es ihn auch wohl treffen. Auf weitere Einschläge machten wir uns gefasst. Als nach kurzer Zeit draußen Ruhe eintrat, kamen wir über den Treppeneingang, in dem Stein, Gebälk und Schutt lagen, nach oben. Die beiden Verletzten wurden durch ihre Kameraden zum Prosperhospital gebracht. Wir sahen auf dem Kirchplatz eine grauenvolle Verwüstung, ringsum ein Trümmerfeld, alle

Gebäude zerstört. Die dicken Lindenbäume des Kirchplatzes waren durchschlagen, Stämme, Äste, Türen, Fenster, Balken, Steine usw. lagen wirr durcheinander. Die Familie Seemann (Hauswart) kam aus dem Nebenkeller, man rief uns zu, dass Frau Vethacke und zwei andere Frauen tot seien. Die Räume unserer Kirchensteuerkasse waren nicht mehr erkennbar [...]. Wir sahen uns nach den anderen Gebäuden des Kirchplatzes um, die Petruskirche war ganz zerstört, der Dachstuhl war zertrümmert, die Sakristei lag in Schutt, die Mauern an der Nordseite waren eingefallen, die eine Turmseite abgerissen, alle Fenster und Türen fort, das Innere der Kirche war scheinbar ganz zerstört, die Bombenrichter waren mitten auf dem Kirchplatz, Haus Vethacke und Caritashaus lagen ganz am Boden, ebenso die Häuser Wirtschaft Heitling (altes Haus), Gemüsegeschäft Leismann, Schuhmacher Holtmeyer. Die Häuser Bresser, früher Peitz, Banniza und die Turmschule waren sehr beschädigt. Die Mauern waren geborsten, standen aber noch, die Dachstühle waren ganz fort, fast alle Fenster und Türen heraus. [...] An Toten wurde festgestellt: Frau Vethacke, eine Frau Bresser und eine Frau Lange, die in der Kellertreppe im Caritashaus, Kirchplatz 5 überrascht wurden, dann Frau Leismann. Ein Soldat Wagner aus Oer, 19-Jahre alt und dessen Begleiterin, ein Mädchen aus der Haardt-Straße, die wohl im letzten Augenblick im Hausflur des Hauses Kirchplatz 5 Zuflucht suchten, wurden an den folgenden Tagen aus dem Schutt geborgen.

Die Uhr der Sakristei war 18.27 Uhr stehen geblieben. Altarteile lagen auf dem Chor, das Altarbild schien unbeschädigt, im Innern der Kirche lag viel Gebälk, Scherben, Schutt, u.s.w.. 4 junge Mädchen, die in die Krypta unterm Turm geflüchtet waren, sind unverletzt geblieben. Die Gewölbe der Kirche waren geborsten, der Dachstuhl ist stark beschädigt, alle Grundmauern, namentlich an der Nordseite sind brüchig. [...] Die 4 Leichen wurden durch den Schutztrupp geborgen [...]. Am folgenden Morgen begannen die Aufräumarbeiten, insbesondere auch das Suchen nach den beiden Vermissten, die Kirchplatz 5 unter



Ruine des Petrushauses (Foto: Pfarrarchiv St. Peter)



St. Peter und die Turmschule (rechts), ab 1935 Sitz der NSDAP-Kreisleitung (Archiv St. Peter)

den Trümmern liegen sollten. Das hatte ein Soldat gemeldet, der beide begleitet hatte, aber weiter in die Friedhofstraße gelaufen war. Der Soldat wurde am Donnerstag, die Begleiterin am Samstag gefunden.

Die zur Verfügung stehende Hilfsgruppe und die Wagen der Fahrbereitschaft wurden in erster Linie von der Kreisleitung der NSDAP zur Räumung ihrer Dienststelle, die im Amtsgerichtsgebäude untergebracht wurde, in Anspruch genommen, einige Leute sägten auf dem Kirchplatz die Baumstämme durch und legten dort Wege frei. [...] Die Wirkung der Bomben - wahrscheinlich sind dort 3 oder mehr geworfen - wird deshalb so überaus stark gewesen sein, weil der Luftdruck wegen des ringsum geschlossenen Häuserblocks nicht ausweichen konnte. An der Münster-, Stein-, Friedhofstraße, Markt und Holzmarkt sind auch recht große Dach- und Fensterschäden entstanden,

dann sind im Westviertel ziemlich viel Häuser stark beschädigt, man vermutet, dass im Bezirk Recklinghausen 105 Bomben abgeworfen sind.

Aus dem Tagebuch von Josef Dünnebacke, Dezernent a. D., 1934 beim SA-Sturm aufs Rathaus aus dem Amt gejagt, dann Mitarbeiter der Kirchensteuerkasse im Petrushaus am Kirchplatz, 1948 - 1952 Oberbürgermeister von Recklinghausen, Archiv St. Peter/Stadtarchiv Recklinghausen

- 1 Das Gebäude Turmschule war 1935 von der NSDAP zum Sitz der Kreisleitung gemacht worden. Das Vestische Museum wurde in das alte Gymnasium neben der Gymnasialkirche verlegt und 1944 bei einem Angriff völlig zerstört. Heute ist das Ikonenmuseum in der Turmschule.
- 2 Der „Schutz- und Hilfsdienst“

► „Seht zu, wo i h r was her bekommt“ – Aufräumarbeiten am Kirchplatz

Am 13.IX.1944 fielen beim Vollalarm auf den Kirchplatz Bomben. Ausweislich der stehengebliebenen Sakristeiuhr, geschah das um 18.27 Uhr. Um diese Zeit befand ich mich in einem Hause an der Görresstraße; als ich die Strasse betrat, lag über dem Westviertel eine ungeheure schwarze Wolke, sodass ich die Befürchtung hegte, das Gesellenhaus sei getroffen. Ein Anruf ergab, dass im Kolpinghause nur geringe Schäden waren. Ich eilte trotzdem sofort zum Hause, sah aber am Lohtor die Trümmer der Altstadt, die mich dann anstatt nach Hause, zum Kirchplatz führten. 18.40 Uhr kam ich dort an; das Bild, das sich mir bot, war das des „totalen Krieges“¹. Der Kirchplatz sah einfach furchtbar aus. Das Haus Bresser zur Linken, war vollständig aus dem Leim, der erste Teil des Petrushauses ebenfalls, der zweite Teil des Petrushauses ein einziger Trümmerhaufen, von dem nur noch die Eingangshalle „stand“. Die Buchhandlung Vethacke war ein Gewirr von Balken und Brettern. Die Kirche vermochte ich vor lauter Staub und Qualm nur als wüsten Trümmerhaufen zu erkennen; nur soviel sah ich, dass der Turm stand. Die Kreisleitung war übel mitgenommen, ebenso das Haus Banniza; die weiteren Häuser Holtmeier, Leismann, Heitling waren überhaupt nicht mehr zu finden. ...

Einige Tage später traf ich im Knappschafts Krankenhaus zwei Soldaten, die an dem fraglichen Tage an einem Kaffeeklatsch für Verwundete teilgenommen hatten und bei dem Alarm in der Kirche Zuflucht suchten. Diese berichteten unabhängig voneinander übereinstimmend Folgendes: 'Wir hörten beim Überqueren des Kirchplatzes Bomben fallen und eilten in die offen stehende Kirche, weil wir unter dem Turm Schutz zu finden hofften. Wir sahen einen Mann, eine Frau und zwei Mädchen in die Krypta laufen und folgten ihnen eilig. Als der Letzte von uns die Treppe hinunter sprang, bekam er schon die Türe der Krypta in den Rücken, die aber selbst nicht mit heruntergerissen

wurde, sondern anscheinend durch den Sog der Bombe wieder aufsprang. Dann sahen wir vor lauter Staub und Qualm nichts, hörten auch keine Bombeneinschläge, sondern nur stürzendes und brechendes Gemäuer und Holzwerk, sodass wir im ersten Augenblick der Besinnung meinten, die ganze Kirche sei durch 2 Bomben zusammengestürzt. Als wir dann durch den Notausgang hinausgeklert waren, sahen wir den entstandenen Schaden. Die Bomben waren nicht in die Kirche gefallen, sondern in die Sakristei und in das Petrushaus, dazu eine Luftmine auf den Kirchplatz.'

[Kaplan Kösters berichtet anschließend ausführlich über die Aufräumarbeiten, die daran beteiligten Firmen und Gemeindemitglieder und Ordensschwwestern des Waisenhauses am Börster Weg, d. Hg.]

Ein übles Kapitel ist der „S H D“, der doch eigentlich für derartige Notfälle eingerichtet worden ist. Ein paar Mann halfen an den Wohnungen Ulrichs und Seemann für ein paar Tage, das war die ganze Hilfe seitens der Behörde. Während das gegenüberliegende Haus der Kreisleitung



Aufruf zur Erinnerung und zum Frieden: Der am 13.9.1944 zerstörte Christus-Torso in St. Peter (Foto: G. Möllers)

am 14. IX. um 12 Uhr bereits ganz geräumt war, hatten wir nur die oben genannten Jungens, die sich freiwillig stellten. Für die Kreisleitung traten gleich 100 Jungen eines Wehrrtuchtigungslagers² an - ein Zeichen für die Einstellung der Behörden. Eine weitere Episode: An der Kreisleitung wurden für die Helfer von der N S V Butterbrote ausgegeben. Als unsere Jungens um ein Butterbrot baten, jagte man sie mit dem Bemerken fort „mit euch haben wir nichts zu tun, seht zu, wo ihr was her bekommt.“ Zeichen der Zeit! Prompt am ersten Sonntag wurden unsere Jungens durch Sonderbefehl zum Schanzen³ verschickt, während andere unbehelligt herumliefen. Meine Bemühung, gerade diese paar Jungen hier zu behalten, wurden von der H J -Leitung rundweg und sehr hitzig abgelehnt. Zeichen der Zeit!

Aus: Authentischer Bericht über die Bombenabwürfe an der Propsteikirche Recklinghausen und dessen Auswirkungen vom 10. November 1944 (Pfarrarchiv St. Peter). Verfasst und unterschrieben war der maschinengeschriebene Text mit – streng verbotenen – Fotos der Zerstörung vor Heinrich Köster, Kaplan Präses der Kolpingsfamilie. Köster wurde wegen „defaitistischer Äußerungen“ [gemeint sind kritische Äußerungen zum Krieg oder Zweifel an der Parole vom „Endsieg“] in einem Luftschutzkeller am 3. Dezember 1944 inhaftiert und nach der Verlegung nach Bielefeld von US-Soldaten befreit.

1 Reichspropagandaminister Joseph Goebbels hatte am 18. Februar 1943 in einer Propagandarede vor ausgesuchtem Publikum im Berliner Sportpalast die fanatisierte Menge mit einer rhetorischen Frage „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ zu Jubelrufen aufgeputscht. Kaplan Kösters kritische Formulierung an dieser Stelle war für ihn gefährlich.

2 Die Lager der Hitler-Jugend wurden im April 1942 eingerichtet, um auf die Wehrmacht vorzubereiten. Alle über 16jährigen Jungen sollten an dreiwöchigen Lehrgängen unter Leitung von Wehrmacht und SS teilnehmen. Die Lager befanden sich in Haltern und Oer.

3 Die Jugendlichen wurden zum Bau des „Westfalenwalls“ eingesetzt, einer Verteidigungsstellung östlich der Grenze zu den Niederlanden.



Aufräumarbeiten in St. Peter (Chronik Kaplan Kösters)

► 23. März 1945: Der Untergang des Nordviertels¹

Langsam kehrt die Ruhe wieder, um die Erlebnisse der letzten 14 Tage zu überdenken und zu registrieren. Man fühlte, Ende März kommen auch für Recklinghausen die entscheidenden Kriegstage! Flugblätter und Radio hatten angekündigt, daß unsere Stadt durch Bomben und Artillerie noch schwer zu leiden haben werde. In den Tagen der Passionswoche waren ständig Flieger da, die den Bahnhof beobachteten, der bislang noch unversehrt war, während fast alle Bahnhöfe der Umgegend in Trümmern lagen. Der Freitag, der 23. März, das Fest der „Sieben Schmerzen Mariä“, war der große Unglückstag für das Nordviertel.

Als ich nach meiner Messe nach Hause kam, war die Haushälterin des Propstes Walgern mit ihrem Mädchen da: „Heute passiert was! Wir halten es zuhause nicht aus. Der Propst kommt auch gleich.“ Und in der Tat, kurz nach Mittag meldete der

Drahtfunk den Einflug verschiedener Bomberverbände, einen aus Richtung Bocholt - Dorsten mit Kurs auf Recklinghausen. Alles in den Turm! Unseren Luftschutzkeller. Wir hörten das Nahen der Flugzeuge, und schon ging es los. Die erste Bombe soll nach Aussage eines Beobachters zwischen Kirche und Rombergschule auf den Rasen gefallen sein. In drei Wellen vollzog sich das Bombardement, aber dann wütete das Unheil: Spreng- und Brandbomben wie gesät zwischen Teilstraße, Halterner Straße, Wickingstraße, Bahnhof. Rund um die Kirche fielen mehrere schwere Bomben: eine mitten in den Garten, eine hinter den Turm zwischen Gartenhecke und Kirche, eine hinter dem Sakristeifenster, eine auf der Böschung des Gartens gegenüber dem Hause Streuer, Brucknerstraße, zwei auf der rechten Böschung des Rombergweges, ein Blindgänger gegenüber. Der Garten war ziemlich verwüstet. Den schwersten Schaden hatte die Bombe hinter dem Turm angerichtet: Sie hatte die Wasserleitung, die Gasleitung und die Abwässerung zerschlagen. Die Abwässer-

rungsrohre mußten in einer Weite von 12 Metern erneuert werden. In dem eigentlichen Bombentrichter wurde nicht einmal eine Scherbe der alten Rohre gefunden. Brandbomben fielen zwei direkt vor die Haustüre, so daß die Blendläden beschädigt wurden, einige auf dem Kirchplatz, nur eine auf das Kirchendach, und zwar auf den Rand des Seitendaches über der Muttergotteskapelle ohne zu zünden! Eine weitere war auf den massiven Boden des Turmdaches gefallen, ebenfalls ohne zu zünden. Durch die schweren Sprengbomben waren dicke Mergelstücke aus dem Boden gerissen und bis oben auf das Kirchendach geschleudert. Ein dicker Mergelstein von ca. 15 Pfund hatte ein Kirchenfenster durchschlagen, war auf den Rand einer Sitzbank gefallen und hatte diese durch die Wucht arg zersplittert. Am Hause selbst waren nur drei Fensterscheiben beschädigt. Der Turm war voll Menschen. Er bebte wohl, aber die Nähe und die Schwere der Einschläge habe ich nicht so empfunden. Nach der zweiten Welle stellte ich fest, daß also kein Brand im Hause und in der Kirche war. Nach der dritten Welle wagte ich einen Blick nach draußen: Richtung Bahnhof. Da schaute man in das grausige Schauspiel. Das ganze Nordviertel zwischen Teilstraße und Wickingstraße stand in Rauch und Flammen. Ein Südostwind trieb den Qualm zur Kirche herüber. Tatsächlich wie durch ein Wunder sind Kirche und Haus verhältnismäßig wenig beschädigt worden.

„St. Elisabeth“, die ich beständig um ihre Fürbitte anrief, „hab Dank für deine Hilfe!“ Um so trauriger sah es in den eben genannten Straßen aus. Schon kamen die ersten Leute: schwarz im Gesicht, die Frauen mit wirren Haaren, kopflos flüchtend aus den brennenden Häusern. Auch das Waisenhaus und das Säuglingsheim brannten. Da kamen Schwestern und brachten mit zwei Ukrainern das Tabernakel aus der Kapelle des Säuglingsheims. Leider war der Schlüssel verlorengegangen. Kapelle mit Altar und Tabernakel des Waisenhauses verbrannten. Die Feuerwehr war machtlos, zumal die Wasserleitung versagte, ebenso das elektrische Licht. überall lagen noch Bomben mit Zeitzündern, die nach und nach in die Luft gingen. Viel schlimmer kann es am Ende der Welt nicht sein! Ein großes lautes Wehklagen! Viele wurden in den Luftschutzkellern ihrer Häuser getroffen, viele verbrannten bis auf ein wenig Asche, sehr viele verloren mit einem Schlage ihr ganzes Hab und Gut und behielten nur das, was sie gerade am Leibe trugen. Die Zahl der katholischen Toten aus der Gemeinde betrug 61. Bis heute sind sie noch nicht alle geborgen. Am Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag der Karwoche war ich jeden Morgen um 8 Uhr auf dem Friedhof, um meine Toten zu beerdigen, ebenfalls abends gegen 19 Uhr. Über Tag wagte man sich nicht heraus wegen der Tiefflieger, die hier dauernd kreisten und die Arbeiten auf dem Bahnkörper behinderten.

Inzwischen hörten wir, die Amerikaner und Engländer seien über den Rhein gegangen. Die Leute lebten fast Tag und Nacht in den Bunkern (am Bahnhof, oben am Börster Weg, im Stollen am Saalbau). Die NSDAP erließ noch Aufrufe zum Räumen der Stadt. Sie würde noch Kampfgebiet! Aber wohin? Es folgten nur wenige diesem Aufruf. Der Artilleriebeschuß kam näher. Am Karsamstagmittag sauste die erste Granate in die Stadtmitte:



Gräberfeld der Zivilopfer auf dem Nordfriedhof (Foto: G. Möllers)

Einige Tote, Zerstörung mancher Häuser. Der Beschuß dauerte ca. 24 Stunden. Ins Nordviertel fielen nicht viele Granaten. Die Stadtmitte wurde ärger mitgenommen, wie ich mich am 1. Ostertage überzeugen konnte.

Den 1. Ostertag 1945, den 1. April, wird Recklinghausen nicht vergessen. Kurz nach Mittag verließen die letzten deutschen Panzer über die Oerbrücke das engere Stadtgebiet, indes schon einige Vorkommandos Amerikaner vom Westen in die Stadt einrückten. Die meisten Brücken und Eisenbahnüberführungen waren sinnlos gesprengt. Die Sprengung an der Oerbrücke hatte die Brücke selbst nur leicht beschädigt, so daß sie passierbar blieb. Ein deutscher Sanitätsoffizier aus dem Saalbaustollen war mit einer weißen Fahne den Amerikanern entgegengegangen. Daraufhin kam ein amerikanischer Offizier in den Bunker und schickte die Leute nach Hause.

Gott sei Dank war Recklinghausen nicht verteidigt worden. Die Stadt wurde auch nicht mehr weiter beschossen. Die Leute sollten sich aber vorläufig noch in den Häusern aufhalten, damit sie nicht von der deutschen Artillerie getroffen würden. Es rückten die amerikanischen Truppen ein. Im Laufe des Nachmittags war zweimal ein amerikanisches Kommando hier: „Was die Kirche für ein Bau sei; ob Militär darin gelegen habe.“ Wir blieben vollständig unbehelligt. In der Karwoche habe ich jeden Tag Gottesdienst gehalten, allerdings in Hast und möglichst früh. Das Osterfeuer habe ich am Karsamstag ebenfalls geweiht, auch das Taufwasser, die langen Lektionen allerdings abgekürzt. Am 1. Ostertag sind die Morgenmessen alle ausgefallen. Um 18 Uhr habe ich die Ostermesse gefeiert mit ganz geringem Besuch. Am Ostermontag wagten sich die Leute auch noch nicht aus dem Hause, die zwei kleinen Messen am Morgen und um 18 Uhr waren schwach besucht. Soweit der Osterbericht.

Pfarrer Josef Zumhülsen, Chronik der Elisabethkirche 1945

1 Pohl, Jürgen (Hg.): Alltag zwischen Befreiung und Neubeginn. Recklinghausen 1945-1948. Essen 1996, S. 9-12

► Der Kampf um Recklinghausen – 31. März / 1. April 1945¹

31. März / 1. April 1945: Am Samstag, dem 31. März 1945 gegen 12.00 Uhr begann der Beschuss der Stadt vom Westen aus, erst vereinzelt schon um halb zwölf, dann kurz nach zwölf stärker werdend. Wir waren schon gegen halb elf wegen drohender Beschießung mit Artillerie zum Stollen gegangen, wo Martha auch sofort verblieb, während Änne und ich bald zurückgingen, um unser Mittagessen einzunehmen. Wir hatten nicht mehr die Zeit, die Erbsensuppe richtig gar und weich werden zu lassen, als das pfeifende Geräusch der Granaten einsetzte. Nachdem ich einen Teller gegessen hatte, blieb ich allein und aß noch einen zweiten Teller, da ich mich auf langes Sitzen im Stollen² gefasst machte.

Es wurde dann auch die höchste Zeit, denn als ich mich zum Stollen begab, schlugen nicht weit von unserem Haus schon mehrere Geschosse ein, unter anderem auch wohl zwischen der Gabelung der Paulusstraße am Chorende der Pauluskirche, denen Fräulein Weber, Herr Huyssen und Herr Baumbach zum Opfer fielen, und Finchen bei Obenneiers. Das Einschlagloch ist auf der Straße am Hause Nordhues-Prein [Nr. 18]. Frau Obenneier wurde durch den Tod der ihr nahestehenden langjährigen Gehilfin erschüttert, dass sie erkrankte und starb.

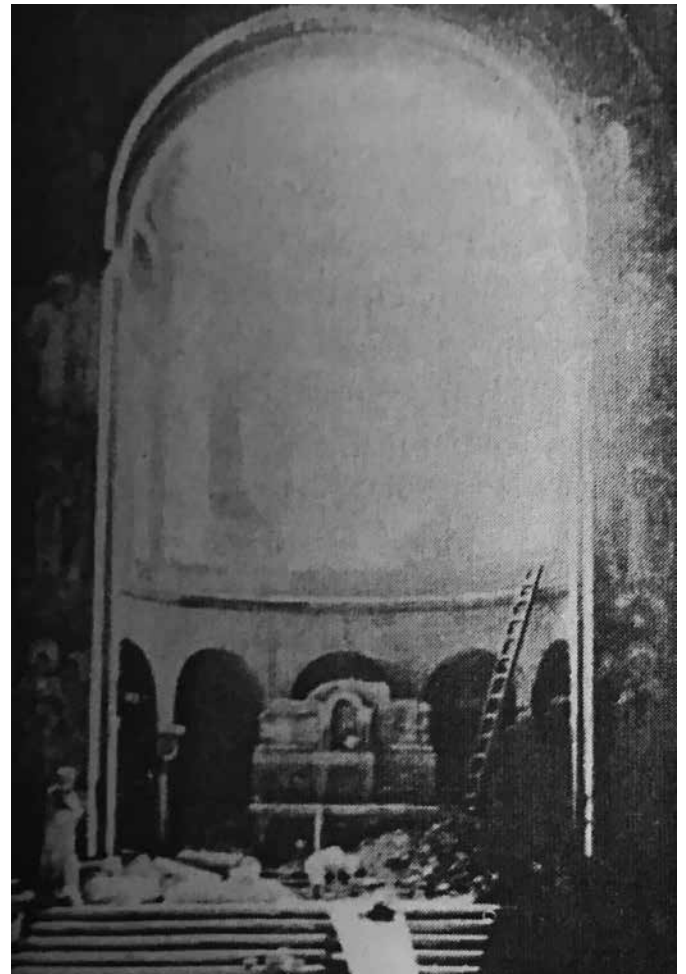
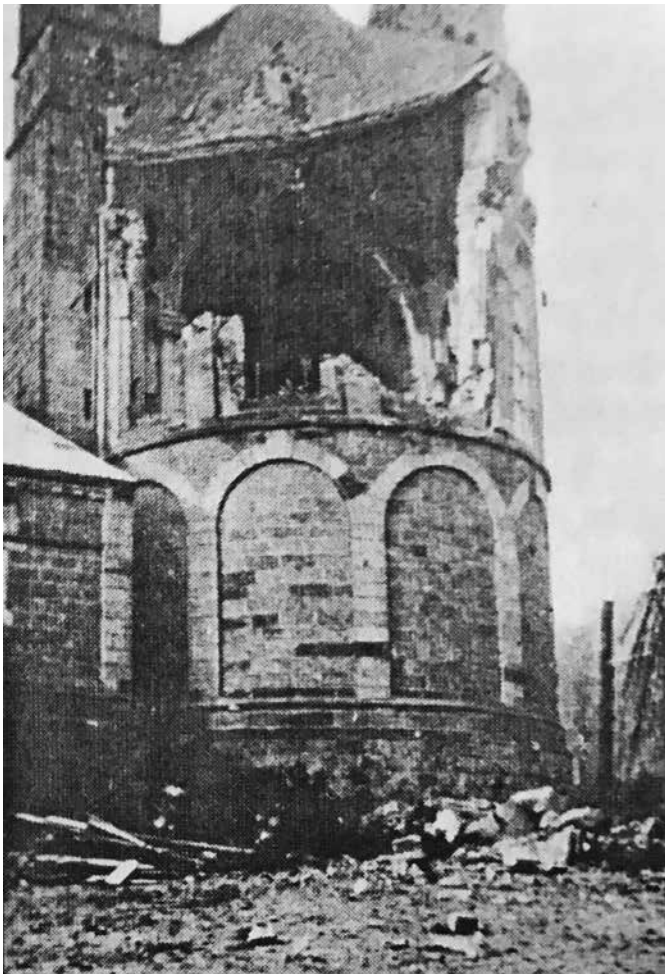
Im Stollen saßen wir drei, Martha, Änne und ich zusammen am Eingang zum geplanten Toilettenraum, wo wir den Nachmittag, die Nacht und den frühen Morgen verbrachten, bis ich

etwa 8.00 Uhr morgens nach oben berufen wurde, um eventuell als Dolmetscher zu fungieren.

Die Situation wurde heikel, da das elektrische Licht schon vor Beginn der Beschießung versagt hatte und wir bei kläglicher Lampenbeleuchtung und ab und zu Kerzenschein ausharren mussten. Auch für die Entleerung der Toilettenbehälter war zu spät gesorgt worden. [...]

Mantel und Kleidung wurden auch durch das häufige Auf- und Abwandern der Mitinsassen des Raumes sehr mitgenommen. Schon beim Passieren des Stolleneingangs wurden die unteren Teile von Hose und Mantel fast regelmäßig stark beschmutzt, da durch die Treppenstufen sich unmerklich bei nasser Witterung das vorhandene Wasser, mit Erde vermengt, sich durchschob und auf den Stufen und an der Außenseite der absteigenden Stufenwand eine Schmutzkruste (Schlamm sehr pappig) bildete, gegen die man sich besonders beim raschen Hinabsteigen im Gedränge schwerlich schützen konnte. Daher liefen fast alle Damen (Schwestern!) und Herren mit verkrusteten „partes inferiores“ herum die man erst trocknen lassen musste, bevor man sie mit einem harten Gegenstand, Holzrücken der Bürste, abkratzen und dann ausbürsten konnte.

Die Einschläge der Granaten waren im Stollen sehr hörbar und dem Orte nach deutbar. Manche schlugen in weiterer Entfernung ein, aber viele auch in unmittelbarer Nähe des Stollens und verursachten unter den Insassen namentlich am Anfang, als



Die zerstörte Pauluskirche 1944: Chorraum und Hochaltar (Fotos: Pfarrarchiv)

man noch nicht an das Gewitter gewöhnt war, einen gewaltigen Schrecken. Anfangs sprangen manche auf, als wenn sie entfliehen wollten, oder Frauen schrieten auf, als wenn sie getroffen wären. Allseitig wurde zur Ruhe und Festigkeit gemahnt, damit nicht eine Panik in der dicht gedrängten Menge Unheil anrichtete. Und bald blieb selbst bei prasselndem Einschlag alles ruhig auf seinem Platze, man hatte sich daran gewöhnt.

Ich habe nachher zum Empfang der Kommission lange am Eingang des Stollens gestanden, ohne sonderlich bewegt zu sein, wenn die Einschläge hagelten. In der unmittelbaren Nähe des Stolleneingangs, ihm gerade gegenüber, wurde das Dach des Herrn Behl vermutlich von einer deutschen Granate getroffen, in dessen Hause ich ganz kurz vorher noch die Toilette besucht hatte. Ferner erhielt das Haus des Herrn Schulz, schräg gegenüber von Behl's Haus, einen Treffer, ferner das Nahrungsmitteluntersuchungsamt [Paulusstraße 45], das Kapellesche Haus [Nr. 63] in der ersten Etage, Wohnung des Herrn Dedert, sowie die Berufsschule [damals: Kemnastraße 11]. Eine Granate drang in den Keller von Frau Voigts, die sonst immer im Stollen gesessen hatte, die Nacht aber zum 1. April im eigenen Keller geblieben war, wo wertvolles Porzellan zerstört wurde, das sie so vorsorglich zum Schutz im Keller untergebracht hatte.

Die Mahlzeiten haben wir so ungefähr eingehalten, der Zeit nach, trotzdem von eigentlichem Appetit wegen der ständigen Aufregung nicht die Rede sein konnte. Aber trotz oder auch wegen der Aufregung stellte sich ab und zu ein gewisses Schwächegefühl ein, dem man durch ein frugales Essen zu begegnen suchte. Es bestand aus Butterbrot, die mit Wurst oder Bällchen belegt waren. Eine Mischung aus Schwarz- oder Weissbrot vermittelte am ehesten ein gewisses Essbehagen. Auch tat uns die Mischung aus Graubrot und Honigkuchen gute Dienste. [...]

Martha gab den letzten warmen Kaffee an ein Kleinkind, für das die Eltern in der Eile des Stollenruns nicht die nötigen Milchvorräte hatten mitnehmen können. Das arme Würmchen musste sich nachher mit kaltem Saftwasser oder kaltem Tee begnügen und war in Gefahr zu erkranken. Natürlich wurde den Säuglingen und Kleinkindern in noch viel stärkerem Maße als den Erwachsenen die Zeit des Stollensitzens zu lang. Es gab erheblich laute Konzerte, die umso unangenehmer waren, weil auch dieses Musizieren ansteckend wirkte wie das Krähen der Hähne. [...]

Es ließ sich kaum vermeiden, dass auch im Stollen Stellung zu den kriegsführenden Parteien genommen wurde, die vielfach von persönlichsten Gesichtspunkten aus bezogen wurde. Manche tadelten, dass man eine nach ihrer Meinung zwecklose Verteidigung überhaupt durchzuführen suchte und schimpften nicht schlecht auf die Angreifer, dass sie sich nicht besser beileiten. Im Schutze der Dunkelheit hörte man drastische Urteile: „In die Bäuch' stechen, sollte man se', mit de Mistgabel“ oder: „Was latschen se' denn hier so lange in der Jegend herum, se' sollten doch vorran machen, hören se' denn immer noch nicht auf zu schießen, wann wolle se' denn schlafe“. So durchsetzte der Volkshumor die Schrecken der Beschießung.

Gegen 8.00 Uhr rechnete die Stollenleitung etwa mit einer Konfrontierung mit dem Feinde und erkundigte sich nach Dolmetschern, wofür man Fräulein Dr. Wand und mich namhaft gemacht hatte. Gegen 11.00 Uhr etwa, ich hatte gerade gefrühstückt, bat man, sich bereit zu machen und mitzugehen an den Stolleneingang [...]. Wir standen dann geraume Zeit oben herum und warteten vergebens auf den Feind, der sich offenbar die Zeit nahm, um mit umso größerer Gefahrlosigkeit einmarschieren (einfahren) zu können, nämlich auf Panzerwagen. Es war und blieb nichts zu sehen. Die Verständigung schien auch noch nicht reif, denn die Beschießung nahm wieder umso heftigere Formen an, dass die Herren sich schleunigst nach dem unteren Podest zurückzogen. [...]

Das Geprassel neuer Naheinschläge wurde aber so groß und der Luftdruck so stark, dass wir bald ganz in den Stollen zurück mussten und ich mich im Raume des Stollenwartes niederließ, wo eine Gruppe von zum Teil sehr nervös gewordenen Personen wartete. [...]

Dass sie soweit waren, zeigte sich bald in dem Auftauchen einiger Soldaten, die, wie es hieß, die Kemna Straße hinunter zum Steintor gegangen waren, und in drei oder fünf Panzern, die über die Hertener Straße zum Steintor fuhren und sich dort postierten, wie es nachher hieß. Inzwischen war an der anderen Seite des Stollens auf dem Schulhof ein Leiter der Truppen erschienen, hatte sich mit französischen Gefangenen verständigt und auch mit Fräulein Dr. Wand gesprochen. Etwas später durchzog ein Oberleutnant mit einigen Soldaten den Stollen und kam dann an unserem Eingang heraus. Ich schnitt bald die Frage an, ob die Leute nicht aus dem Stollen entlassen werden könnten. Nach einem Blick auf seine Armbanduhr sprach er erst von 16.00 oder 18.00 Uhr oder am folgenden Morgen, wenn alles ruhig und geklärt sei. Als ich aber darauf hinwies, dass die Frauen und Kinder nun schon zum Teil an die dreißig Stunden im Stollen säßen, ohne rechtes Essen, Trinken und Schlaf, lenkte er sofort ein, indem er auf „the stuffy air“ anspielte, die ich ihm mit sehr „unhealthy“ quittierte und schlug vor, die Insassen in kleinen Gruppen zu entlassen, in „1. small groups, 2. not staying in the streets, 3. retour in the safety“. Er wies noch darauf hin, dass die Leute durch erneuten Beschuss erschreckt werden könnten „(can be terrified): If the German return, we have to fight again“. Natürlich musste jeder „at his own will“ nach Hause gehen. Die Bedenken des amerikanischen Oberleutnant waren durchaus berechtigt, es war noch durchaus nicht ausgemacht, dass nicht neue Einschläge erfolgten, nämlich von deutschen Granaten, die von unseren Truppen auf dem Rückzug auf die Stadt gefeuert wurden. Frau Theissen soll von einer deutschen Granate in der Nähe der Ortskrankenkasse getroffen und getötet worden sein, als sie den Luftschutzkeller in der Hohenzollernschule verließ, um nach ihrem Hause, was auch schwer getroffen war, in der Herner Straße [23], zurückzugehen.

Er erkundigte sich dann auch noch, ob wir diese Maßnahmen durchsetzen „regulate“ könnten. Und als ihm die Zusicherung gegeben wurde, stand der Evakuierung des Stollens nichts mehr im Wege.

Auf Veranlassung einiger Herren fragte ich dann noch, ob die Stadt sich in aller Form ergeben habe, was er verneinte. Nur etwa fünfzehn Soldaten hätten sich ergeben, worauf sich die Amerikaner zurückzogen und wir im Stollen die nötigen Winke gaben und am Eingang noch einige Zeit stehen blieben, um die Regulation zu übernehmen. Beim Nachhausegehen warfen wir manchen trauernden Blick auf das brennende Haus des Herrn Ganteführer [Hertener Str. 15], in dessen Lagerräumen wohl eine Tonne Teer durch den Beschuss in Brand geraten war und die Einäscherung des ganzen schönen Wohnhauses verursacht hatte. Fräulein Graßkamp und Nichte wohnten auch dort und haben wohl alles verloren. Auch Herr Wessel, Fuhrunternehmung, der schon durch eine Bombe sein altes schönes Anwesen am alten Prosper-Hospital verloren hatte, hatte schon wieder schweren Schaden. Seine Vorräte auf dem Lagerplatz brannten völlig aus und gaben dem Feuer sehr lange Nahrung. Da am Samstag, dem 31.3. morgens wohl zeitig Voralarm, nicht aber Vollalarm gegeben worden war, so hatten sehr viele, die sonst regelmäßig den Stollen aufgesucht hatten, nicht mehr Zeit gehabt, bei Beginn des Beschusses den Schutz des Stollens aufzusuchen. Die es doch gewagt hatten, waren in großer Gefahr, wie ich selbst, und haben zum Teil ihr Wagnis mit dem Leben bezahlt (Fräulein Weber, Herr Huyssen, Herr Maumbach). [...]

Aber es muss auch betont werden, dass sich sehr viele und in der Mehrheit gute Eigenschaften in der Gesellschaft des Stollens zeigten.

Vor allem muss ich betonen, dass sich alle ohne Ausnahme außerordentlich hilfsbereit uns gegenüber verhielten und dass wir manche wertvolle Bekanntschaft machten. Mein Stuhl war und blieb mir reserviert, trotzdem ich ihn nie beanspruchte und ich musste mir die größte Mühe geben, wenn ich einmal jemandem vorübergehend meinen Sitz überlassen wollte.[...]

Man saß dort nur, um das Leben zu retten und das, was man am Leibe und in einer Tasche mit sich trug. [...]

Dr. Hermann Bitter (1882 – 1966), Studienrat für Englisch, Deutsch, Geschichte an der Oberrealschule, wohnte an der Randebrockstr. 18

- 1 Vgl. Tagebuch 1945 – 1947 von Dr. Hermann Bitter. Aus dem in Sütterlin – Handschrift verfassten Original übertragen von Dr. Eva-Maria Bönnighoff, Dr. Albert Bönnighoff jun. und Bernardine Fronhofen. Verlag der Buchhandlung Winkelmann. Recklinghausen 2015
- 2 Der sogenannte Paulusstollen erstreckte sich unter dem Gelände der Ober-Realschule, dem heutigen Hittorf-Gymnasium. Der von Dr. Bitter benutzte Eingang befand sich auf der Ecke Paulusstraße/ Kemnastraße. Seit 1939 – zum 50. Geburtstags Hitlers – waren Paulusschule und -straße nach Ernst vom Rath benannt worden, dessen Erschießung in der deutschen Botschaft in Paris das NS-Regime zum Vorwand für die Pogromnacht am 9./10. November 1938 genutzt hatte.

► Ostern 1945: Befreiung aus dem Erdverließ¹

„Der Paulusstollen! Wer ihn erlebt hat, wird den Eindruck niemals vergessen. So oft die Sirene in dem heulenden Auf und Nieder Gefahr meldete, viele Male Tag und Nacht, eilten die Anwohner des Paulusviertelstadtteils in den Stollen, der sich Ecke Paulus- und Kemnastraße befand.

14 Meter tief musste man hinuntersteigen in das Erdverließ, ein 2,5 m breiter, unterirdischer Gang, der sich bis unter den Schulplatz der Oberschule für Jungen² an der Kemnastraße hinzog. Noch überkommt einen das Grauen, wenn man sich rückdenkend daran erinnert, wie tausende Menschen sich hier zu retten suchten. An den beiden feuchten Wandseiten des Stollens, auf mitgebrachten Schemeln, Hockern und Bündeln, saßen Menschen, stumm und gelassen, fast möchte man sagen apathisch: junge Menschen, Kinder, Mütter mit Säuglingen im Arm, mit kleinen Kindern im Schoß, alte gebrechliche Leute, die sich mühsam die 86 Stufen herabgeschleppt hatten, das Bündel mit ihren notwendigen Habseligkeiten an sich pressend. Bei der nur spärlichen Beleuchtung war es ein geradezu erschütterndes Bild. Die Ordner hatten, um den zu schnellen Verbrauch von Sauerstoff zu vermeiden, strenges Stillschweigen geboten. In diese unheimliche Stille hinein surrte, solange Strom vorhanden war, das eintönige Getöse des Entlüftungsapparates. Ohne Strom

herrschte völlige Dunkelheit und Ruhe. In der letzten Zeit gab es Menschen, die tagelang den Stollen nicht mehr verließen. Die Luft wurde immer unerträglicher. Mit der Feuchtigkeit vermischten sich Kleiderausedünstungen, [Gerüche] des Essens etc.. Es wirkte immer befreiend, wenn der Ordner die Entwarnung meldete. Wir waren glücklich, den freien Himmel wieder über uns zu sehen - und noch glücklicher, wenn wir feststellen durften, dass unser Kirchspiel verschont geblieben war. [...]

Da die meisten Schulkinder unserer Pfarrgemeinde evakuiert waren, blieben zur Vorbereitung auf die Erste Heilige Kommunion nur noch 23 Kinder. [...] Trotz andauernder Luftgefahr kamen alle pünktlich zur Morgenmesse und zum Kommunionunterricht. Jedesmal mussten wir mit den Kindern zum Stollen flüchten, in dem wir oft drei Stunden aushalten mussten. Die Kinder wichen nicht von der Seite des Pfarrers oder der Schwester. Oft wurden hier im Flüsterton die Gespräche des Religionsunterrichts³ fortgesetzt. Hier erlebten wir am 23. März 1945, am Schmerzensfest der Gottesmutter, den letzten, schweren Luftangriff, der das Nordviertel unserer Stadt völlig zerstörte, darunter das Waisenhaus und das Säuglingsheim. [...]

Der Ostertag brachte für uns das Ende des Krieges. In der Karwoche, 25. März - 1. April 1945, stand Recklinghausen unter den letzten Schrecken desselben. Die feindlichen Truppen standen auf deutschem Boden, obschon der Drahtfunk noch

„siegreiches Vorgehen unserer Truppen“ log. Viele zum „Volkssturm“ eingezogene Männer, meist ältere Leute, suchten heimlich auf einem Wege wieder nach Hause zu kommen. Unsere Soldaten mussten mit Aufbringung ihrer letzten Kräfte kämpfen, obschon sie ihre hoffnungslose Lage klar erkannten. Der Einsatz der Tiefflieger wurde intensiver. Der Artilleriebeschuss kam erschreckend näher. Schon in der vorhergehenden Woche zogen ganze Viehherden über die Hohenzollernstraße [damals: Hans-Schemm-Straße⁴, d. Hg.]. Sie waren den Bauern am Niederrhein fortgenommen, wurden zusammengetrieben und landeinwärts geführt. Wohin? – Dann folgten bald Menschen, die vom Niederrhein geflüchtet oder zwangsweise evakuiert waren, Einzelpersonen, zu Fuß oder auf Fahrrädern, die wiederum mit Bündeln beladen waren, ganze Familien und Familiengemeinschaften, die zu „Trecks“ zusammengeschlossen war. Ein solcher Treck bot ein geradezu erschütterndes Bild. An der Spitze kamen Jugendliche, meistens Mädchen, weil die Jungen fast alle eingezogen waren, Schulkinder, Männer und Frauen, oft noch mit Handkarren mit einigen Habseligkeiten nach sich ziehend. Dann kam eine Pferdekarre, Planwagen, gezogen von einem müden, abgemagerten Pferd. Auf dem Wagen hockten alte Leute, Mütter mit Säuglingen, Kranke und kleine Kinder, eingehüllt in Decken. Diesem Pferdekarren hing ein Wagen an mit Stroh für das Nachtlager, Kleinvieh, Futter etc. Wer diese Trecks gesehen, kann den Eindruck nicht vergessen. Die über-müdeten, verstaubten, abgehärmten Menschen auf der Landstraße, die Haus und Hof verlassen mussten. Wenn man nach dem Ziel fragte, bekam man die trostlose Antwort: „Wir wissen es nicht“, „nur heraus aus der Not.“ Oft lagerten sie auf dem Bordstein der Straße und waren froh, wenn man ihnen etwas Kaffee brachte.

Der Artilleriebeschuss kam näher. Alarm folgte auf Alarm. Die Motoren der in Mengen die Luft durchschneidenden Tiefflieger gaben ein fortdauerndes Getöse. So kam der Karsamstag mit der Osterliturgie, die wegen der Zerstörung der Pauluskirche am 6.11.1944 im Paulusstift⁵ gefeiert werden sollte. Trotz höchster Lebensgefahr hatten sich noch etwa 100 Menschen in der Kapelle eingefunden. Die feindliche Front stand schon in Gelsenkirchen-Buer. Die Einschläge des Artilleriebeschusses hallten erschreckend nahe. Aber der Ernst der Stunde und das Bewusstsein, jeden Augenblick des Todes gewärtig zu sein, drängte die Menschen in die Nähe des Altars. Im engen Flur des Paulusstifts wurde auf einer Kehrschaukel zwischen Ziegelsteinen ein kleines Osterfeuer entzündet und an dem gesegneten Feuer die Osterkerze entfacht. Sollte sie unsere Sterbekerze sein? Das symbolische Licht, das uns geleitet ins ewige Licht? Während die Einschläge näher kamen und uns oft zusammenzucken ließen, umstanden wir bis hoch die Haustreppe im Treppenhaus hinauf, das Osterfeuer: „Jesus dir jauchzt alles zu, Herr über Leben und Tod bist du!“, so hallte es durch das Haus. Noch war die Osterliturgie nicht beendet, da bat ein Hauptmann, der sich schnell von seiner Truppe entfernt hatte, ihm die heilige Kommunion zu reichen, er müsse sogleich wieder ins Gefecht. Ob das seine Wegzehrung gewesen ist? Gleich nach der Taufwasserweihe empfing eine 17jährige, junge Konvertitin die Taufe.



Getötet vor dem Paulusstift Ostern 1945, Grabkreuz auf dem Nordfriedhof (Foto: G. Möllers)

Nach der Samstagabendmesse flüchteten die Menschen heim. Auf den Straßen wurde es leer. Die feindliche Artillerie stand schon in Westerholt. Gar mancher, der sich noch in den Stollen oder den Bunker retten wollte, fand unterwegs den Tod. Auch zwei Anwohner unserer Paulusstraße [...] wurden tödlich getroffen. So kam die Osternacht. Von den deutschen Stellen, die unter dem verantwortungslosen Nazibefehl standen und von den Nationalsozialisten selbst, aufgehetzt und gezwungen von ihren Führern, wurden Post, Brücken und wichtige Verkehrsstellen gesprengt. Es waren Minen und Zündwege selbst bis in die Zechen gelegt, ungeachtet der entsetzlichen Gefahr für die Wohnviertel, die aber, Gott sei dank, von mutigen Deutschen wieder unschädlich gemacht wurden. An diesem Ostermorgen erklang keine Osterglocke; keine Osterfeier, keine Messe wurde zelebriert. [...]

Gegen 9 Uhr morgen standen deutsche abgekämpfte, bebärtete Krieger, die durch den Waschkeller eingedrungen waren, vor den Schwestern. Zu deren größten Schreck hatten sie im Paulusstift Maschinengewehre eingebaut zur Abwehr. Für das Paulusstift bedeutete das die Vernichtung. Nachdem die Schwestern den ausgehungerten Soldaten zu essen gegeben hatten, baten sie darum, die Maschinengewehre abzumontieren, was auch geschah. Die Soldaten hatten den Schwestern unzweideutig erklärt, dass es für sie das Beste sei, das Haus zu verlassen. Zwei Schwestern blieben dennoch im Hause; die anderen waren im Stollen. Schon hatte dieser die weiße Fahne gehisst; denn die Naziführer hatten sich bereits, nachdem sie

wahnsinnigerweise die letzten Anordnungen zu Sprengungen gegeben, in ihren Autos auf und davon gemacht. Der Stollenwart fand das mutige Wort, das ihm vielleicht noch wenige Stunden früher den Tod durch Erschießen oder das Konzentrationslager gebracht hätte. Er forderte die im Stollen versammelte Menschenmenge auf, Ruhe zu bewahren, alle Abzeichen irgendeines Nazibekenntnisses abzulegen. Es durfte kein Wort erwähnt werden, das noch irgendeinen Sympathieausdruck für den Nationalsozialismus bedeute. Recklinghausen sei von diesen unseligen Unterdrückungsmethoden jetzt frei. Ihre Wortführer hätten feige die Flucht ergriffen und das Volk seinem Schicksal überlassen. Das schlug ein. – Ein Gemurmel der Verachtung ging durch den unterirdischen Gang. Inzwischen hatte der Vorstoß der feindlichen Truppen, der Amerikaner, Recklinghausen erreicht. Die Stollenführung übergab geschlossen den Stollen zum Schutze der Insassen, die sich meist aus hilflosen Menschen, Frauen und Kindern zusammen setzten. Es wurde von den Amerikanern Befehl gegeben, zu warten, bis der Kommandant eintreffen würde. Nach 2 Stunden nahm der amerikanische Kommandant mit zwei Offizieren, geführt von Stollenwart und Dolmetschern, den Stollen ab. Die ängstlich, stumm fragenden Gesichter der Wartenden mögen dem Kommandanten das wohlwollende Zunicken abgerungen haben. Es war aber auch ein trauriges Hindurchschreiten durch den dunklen, unterirdischen Gang, zu dessen beiden Seiten die Menschen eng zusammen gekauert saßen, deren Gesichter bei dem hier und da trübe aufflackernden Kerzenschein fast geisterhaft aussahen.

Dann kam der Befehl, dass die Insassen, unter größter Vorsicht zwar, ihre Wohnungen aufsuchen dürften, aber sich noch möglichst im Keller aufhalten sollten, da Recklinghausen noch unter Beschuß der sich verteidigenden deutschen

Truppenverbände lag. Als wir zum Paulusstift flüchteten, lag vor der zerstörten Mariengrotte der alte Herr Gassner, vom Grantsplitter tödlich getroffen. Unsere Pfarrgeistlichen besorgten vom nahen Prosper-Hospital eine Bahre und trugen den Toten in die Leichenhalle.

Die folgenden Tage hielten uns noch im Haus. Im Westviertel der Stadt stand die amerikanische, und in Herne, das sich noch eine Woche lang verteidigte, die deutsche Artillerie. Über uns hinweg heulten noch ununterbrochen die Geschosse. Ausgeherlaubnis zur Besorgung von Lebensmittel war sehr beschränkt, nachher bis 6 Uhr abends. Die Wasserleitungen, Licht und Telefonleitungen waren zerstört. Sämtliche Wohnungen mussten sich einer Revision auf Waffen oder Zeichen von Parteizugehörigkeit unterziehen.

Nach einer Woche änderte sich vieles. Die Bevölkerung war glücklich, von Luftangriffen bewahrt zu sein. Es heulte keine Sirene mehr, die zur Sicherung rief. Das Aufatmen war nicht ganz ungeteilt. Noch musste ein großer Teil unseres lieben Vaterlandes schweres Leid [erleben] und unsere Soldaten wurden gezwungen zu sinnlosen Weiterkämpfen. Noch log der Drahtfunk Siege der Städte, die längst unter Besatzung standen. [...]“

- 1 Aus der Pfarrchronik St. Paulus
- 2 Gemeint ist das heutige Hittorf-Gymnasium.
- 3 Schulischer Religionsunterricht war zu dieser Zeit bereits abgeschafft.
- 4 Eine der 67 Straßenumbenennungen, die während der NS-Zeit in Recklinghausen vorgenommen und im Juni 1945 von der Militärbesatzung rückgängig gemacht wurden. Schemm war NS-Gauleiter und Minister.
- 5 Das Paulusstift war die Niederlassung der Vorsehungsschwestern neben der Pauluskirche.



► Tagebuchauszüge von Dr. Friedrich Thiersch 1944/1945

Mi 13.9.44 Abends fallen Bomben in unserer Nähe. Es wackelt ziemlich. Doddi (*meine Frau*) kommt grad mit Broten in den Keller und bekommt vor Druck und Zug von den Explosionen die Tür nicht zu. Das Licht ist auch aus. Die Kinder bücken sich und verkriechen sich auf den Betten. Ziemlich lang rumpelt es noch in der Nähe. Bei uns im Haus sind viele Glasfenster und das Dach beschädigt, und viel Verputz von der Decke gefallen. Wir schlafen alle unten trotz dem Blindgänger bei Bertholds gegenüber (*Lessingstr.*). Für uns häßlich war eine Bombe 30 m vom Haus in Bertholds Garten und eine Brisanzbombe zwischen Steins und Winkelmanns Haus.

Do 14.9.44 Ich verschlag mit Pappedeckel das nötigste, so daß wir Küche und Schlafzimmer brauchen können. Dann gehen wir alle aufs Dach. Doddi sichert mich, Frau Jöker und Herr Theissing reichen Ziegel und nehmen sie herein. Mittags bietet Dr. Delcker (*Bekannter*) seine Hilfe an, die ich sehr gern annehme. Dann geht es wieder voran am Dach. KF (*Dr. Karl Friedel Still*) und Schmeddeshagen (*beide von der Firma*) kommen, den

Schaden ansehen, versprechen Hilfe. Wir schaffen bis 8 Uhr. Die Kinder sind vormittags bei Frau Dr. Schmidt.

Fr 15.9.44 Es geht weiter mit dem Dach, und ich mach noch 1 Fenster zu mit dem Zelluloid. Von der Firma kommen ein Zimmermann, ein Schreiner und ein Maurer. Der Zimmermann und der Schreiner decken das Dach ganz fertig, ein Stück noch mit Dachpappe.

Sa 16.9.44 Noch sehr wursteln an der Wohnung.

So 17.9.44 Gräßliches Gewurstel mit den Fenstern. Um 8 Uhr erscheinen von selbst Frau Memleg mit 3 Hilfsmädchen und stürzen sich auf unsere Fensterrahmen. Dann kommt der Glasermeister Gros, angelockt von so viel Eifer, und fängt an einzusetzen. Bis gegen 5 Uhr geht das so weiter. Die Kinder spielen herrlich mit Kittklumpen, die sie von den Lehrbuben bekommen.

Mo 18.9.44 Zuhause noch die Glaser. Vom Büro sind viele zur Stadtwache geholt, infolge der Luftlandungen bei Goch. Alli (*die mittlere Tochter*) darf leihweise von Frau Dr. Schmidt einen

herrlichen großen Hund aus Stoff mitnehmen. Doddi untersagt aber, den auf die Straße mitzunehmen. Alli: „in 10 Jahren, wenn dann unser Haus mal wieder kaputt ist, wenn Frau Schmidt mir dann nochmal den Wauwi gibt, wenn er dann ur-ur-alt ist, darf ich dann den Wauwi mit auf die Straße nehmen?“.

Di 19.9.44 Viel Alarm am Nachmittag. Wir erschrecken alle sehr, als sich Flugzeuge im Tiefflug über uns beschießen. Die Kinder sind völlig verstört und kopflos noch den Abend lang. Mo 25.9.44 Zur Polizei wegen Nachtwache. Verdunkelungen richten.

Do 28.9.44 Doddi kommt mit Alarm sehr durcheinander, und trabt nachmittags mit den Kindern fast vergeblich zu allen Läden in der Stadt.

25.10.44 Nachmittags zieht das Storchgeschwader¹ zweimal über uns hin, aber hier passiert nichts.

Sa 29.10. Fr 3.11.44 Warnung und Tiefflieger am 29.10. von 1/2 9 bis 16 1/2 Uhr.

Am 1.11. abends 9 Uhr fallen einige Bomben und Brisanzbomben in die Gegend vom Steintor. Es sieht da böse aus. Kohlen Wessels ist weg, auch Buch Winkelmann. Das Prosper-Krankenhaus sehr mitgenommen.

Sa 4.11.44 Allgemeiner Kellerbesuch, während am Elper Weg und in der Vockeradtstraße Brandbomben fallen.

Mo 6.11.44 Es fallen wieder Bomben mittags, auch bei Rüggebergs auf den Hof, auf die Roonstraße, Hohenzollernstraße, Paulusstraße, Hertener Straße. Das Haus von Pastor Geck wird durch eine Luftmine sehr beschädigt, sie müssen ausziehen. Sogar die Möbel sind zum großen Teil kaputt. Das Büro wird auch sehr mitgenommen; Fensterrahmen und Türrahmen fliegen raus, auch einige Zwischenwände oben und unten.



Die Gustav-Adolf-Kirche nach der Zerstörung 1944, (Institut für kirchliche Zeitgeschichte, Evangelischer Kirchenkreis)

Di 7.11.44 Dach notdürftig decken, Scheiben richten. Das Gas bleibt aus. Wir fangen an, im Luftschutzkeller zu kochen.

Mi 8. - Do 9.11.44 Wieder häßlicher Alarm, Bomben auf dem Bismarckplatz, Schillerstraße, Westerholter Weg, eine bei Büllesbach (*Nachbarn Bismarckstr. 20, im gleichen Block*) neben dem Keller. Ich helfe mit heraustragen; laufe als 3. zu Dr. Schmidt in die Knappschaft, bringe ihn mit zu Törk und Büllesbach. Das Schlimmste scheint ein Schlüsselbeinbruch bei Frau Bredenbruch zu sein. Henke holt dabei alles zum Helfen zusammen, der junge Törk, die Maurermänner von Gladen fassen mit an. Viele wagen nicht recht anzufassen. (*Ergänzung aus den Erzählungen in der Familie: Die Bewohner saßen im Luftschutzkeller fest, so von Schutt umgeben, dass sie sich nicht bewegen konnten. Frau Bredenbruch gruben die Männer samt ihrem Stuhl frei und trugen sie auf dem Stuhl zum Knappschaftskrankenhaus. Eine junge Frau hatte einen Schock erlitten und war unfähig, sich zu bewegen. Wie ein Brett wurde sie aus dem Keller getragen. Als der Arzt sagte, dass sie ins Krankenhaus gebracht werden sollte, zuckte sie plötzlich zusammen und sprang auf die Füße.*) Die nötigsten Zimmer richten wir sofort. Bekannte fragen, ob sie helfen können, kommen nachmittags und wir bekommen bis abends halbwegs Ordnung. Die Kinder kehren unten den Dreck weg.

Fr 10.11.44 Frau Jöcker gewinnt Hilfe für das Dach, das für sie schon sehr viel durchgelassen hat. Ich wurstele noch sehr in der Wohnung, geh mittags ins Büro. Unser Essen wird nun auf dem Luftschutzofen gekocht. Theissings stiften uns immer wieder Kohlen dazu.

Sa 11.11.44 Vom Büro bekomme ich einen IMI (*Erklärung von Wikipedia: IMI = Italienische Militärinternierte*), der mir sehr ordentlich hilft beim Dachdecken. Bis 1 Uhr sind wir gerade so etwa zurecht. Ich jage mit ihm ins Büro, sehe selbst, daß die IMI's dort gut gepflegt werden mit dem Schweisfurth-Essen.

Mo 13.11. Sa 18.11.44 Wir haben sehr viel Alarm, so daß es den Haushalt auch stört. Die Kinder werden schon unruhig, wenn ein Auto fährt oder die Straßenbahn. Bei Warnung führt sich die Elle (älteste Tochter) in der Stadt so auf, mit Schreien, Zetern und Hüpfen, daß meine Frau sie nicht mehr mitnehmen will.

Mo 20.11.44 Doddi gerät unterwegs in den Alarm, geht in den Stollen (*am Saalbau*) und findet es da ganz fürchterlich, eng, heiß, schlechte Luft, nicht genug Sitzplatz für alle Kinder, keine Notbeleuchtung, Abtransportieren von Ohnmächtigen, größte Nervosität.

Di 21.11.44 Viel Alarm, tags und abends.

Mi 22.11.44 Kein Alarm, fast unglaublich, denn Sauwetter allein hilft sonst nicht.

Fr 24.11.44 Doddi erzählt von der allgemeinen Stimmung und Erregung über die Ungleichheit der Verteilung von Benzin,

Bunkerunterkunft, Transportmöglichkeiten und Unterbringungsquartiere für Frauen und Kinder. Fast in jedem Geschäft ist das der Gesprächsstoff.

Sa 25.11.44 Nach dem Abendessen Warnung. Elle heult fast, weil sie grad aus dem Bad kommt. Elle und Alli ziehen dann alleine runter in den Keller.

So 26.11.44 Vormittags gelingt uns wegen Alarm nur ein kleiner Kinderspaziergang.

Mi 29.11. - Sa 2.12.44 Elle und Alli sind bei Warnung gelegentlich schon völlig durcheinander; es wechselt zum Glück. Bei Alli ist es ziemlich fürchterlich, bei Warnung steigert sich das bis zur Verstörung.

So 3.12.44 Lang schlafen. Die erste Warnung jagt uns in die Höhe. Frühstück mühsam, auch das Anziehen, weil Elle dauernd schreit „es brummt, es schießt“. Milch hol ich bei Warnung besser allein. So geht es mit Warnung und Alarm bis $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr.

Mo 11. - Mi 13.12.44 Beim Raufragen aus dem Keller (*wenn wegen Alarm alle im Luftschutzkeller waren*), spät abends, schnorcht die Alli an meiner Schulter weiter. Elle blickt wirr um sich, weiß am nächsten Tag nichts mehr davon.

Am 24.12.44 ist große Ungeduld. Morgens Schießerei im Volkssturm. Durch Alarm wird die Mümmie (jüngste Tochter) früh wach und ist quakig.

Am 31. 12.44 beim Volkssturm. Viel Voralarm und Alarm.

So 7.1.45 Beim Volkssturm ist es ziemlich kalt.

Fr 12.1.45 Abends knallt es sehr häßlich. Ein Einschlag, Bombe oder Flak, ist beim Amtsgericht.

So 14.1.45 Werkssturm, Ankündigung des 3-Wochen-Kurses.

Do 17. - So 21.1.45 Untersuchung durch Dr. W. (*Arzt im Elisabeth-Krankenhaus in Süd, der die Tauglichkeit für den Volkssturm feststellen muss. Mein Vater war Asthmatiker, hatte im Sommer 1944 erst Scharlach, dann Masern und dann wieder Scharlach gehabt und war 12 Wochen im Krankenhaus gewesen*) liefert nichts sehr Schlimmes. Da ich bisher auch noch nicht Wasser in den Beinen, Bewußtlosigkeit oder ähnliches gehabt habe. Offenbar dürfen nur die unmittelbaren Todeskandidaten freigegeben werden. Ansprüche seien denkbar gering im Volkssturm! Wie das wohl im Ernstfall aussieht.

Fr 2.2. - Do 8.2.45 Alle Kinder spielen herrlich im Lehmhaufen vor Bertholds Haus. Während der Lehmschmiererei kommt häßlicher Alarm. Beim dritten Versuch gelingt es Doddi, aus dem Haus rauszukommen und eine Schippe von der Mitte der Straße zu bergen; Mümmes kleines Holzschäufelchen muß von Berthold's Schuttberg geholt werden. Einen anderen Alarm benutzt Doddi, um mit den Kindern „Am Brunnen vor dem

Tore“ zu üben. Ihre Stimme ist dabei erstaunlicherweise belegt, denn es sind unschöne Tiefflieger und Bomben in der Nähe.

So 25.2.45 Warnung um 7:45 Uhr. 8:45 Alarm. Doddi sieht gerade, nach einigen Bumbsern, wie bei Haltern drei Flugzeuge wieder in die Wolken hinaufsteigen, von der Flak¹ hörbar beschossen. Vor dem Mittagessen Alarm. Ich schlepp den Korb in den Keller. Schon bei der Suppe brummt es sehr. Wir stellen alle Fenster locker, essen dann Nudelsuppe. Ich sehe vier Störche nach Hamm zu fliegen. Es brummt sehr und wir würden gern den Radio hören (*Wir selber hatten kein Radio, konnten nur das Radio in der Wohnung über uns „mithören“*). Aber der ist schlecht und leise eingestellt, so daß die Geräusche von Mümmie das Abhören vereiteln. Schließlich geh ich vor Frau Jökers, s Tür und höre: Anflug auf Dortmund und Hamm. Beide Eltern lauern auf eine Drahtfunkmeldung. Doddi legt sich zum Mittagsschlaf, wobei sie im letzten Moment ein Brummflieger noch aufhält. Vor dem Ins-Bett-Gehen in der Nacht bring ich die Kleider und Schuhe in den Keller. Eine schwere Detonation läßt uns noch auffahren, wohl so ähnlich wie unsere V. Dann noch mal Warnung – Alarm – Vorwarnung – Entwarnung.

Mo 5.3. - So 18.3.45 Doddi schafft viel im Garten, mit allen Kindern. Alli gräbt etwas mit, spielt meistens und läuft bei jedem verdächtigen Geräusch (recht oft also) in den Keller. Dann wird sie wieder raus gerufen „Heldi komm“. Mümmie spielt mit, legt etwa auch Erbsen. Sie spielt auch „Ich auch Heldi, brummt, schießt, auch Keller gehen“. Alli versteckt sich einmal auch im Sandkasten, ganz flach, mit dem Kopf unter einem Brett.

So 18.3.45 Meine Frau geht in den Zoo bei herrlicher Ruhe, weil die Sirene wegen Strommangel nicht kann. Der Zoo wird leider dann geschlossen, weil angeblich Alarm ist.

Fr 23.3.45 Mittags sind die Kinder schon unten. Die Eltern sind noch oben, wagen erst nach einigen Sekunden sich im Galopp über die Treppe, so schüttert alles; schwerer Angriff auf das Nordviertel und den Bahnhof. Morgens früh lagen die Flugblätter mit Warnungen von den Engländern.

Sa 24.3.45. Angriff sehr schwer auf Recklinghausen-Süd und Herne.

Mo 26.3.45 Fieberhafte Fluchtstimmung im Büro. Alarm und Tiefflieger ohne Ende, so daß Doddi tageweise nicht mehr zum Garten am Elper Weg kann. Sie bleibt mit den Kindern in Hof und Hausgarten. Alli ist sehr viel im Keller. Abends hol ich an der Eisenbahn ausgebombte Kohlköpfe (*Kohlköpfe in einem Güterzug, der von Bomben getroffen war und auf einem Abstellgleis stand*).

Di 27.3.45 Besorgte Unterhaltung in der Stadt, ob Recklinghausen wohl zur offenen Stadt erklärt wird, was Reschke vorhat und betreibt. Vogel will verteidigen bis zum letzten Schutthaufen.³ Abends hol ich ausgebombte Kartoffeln an der Bahn. Unsere Haushaltshilfe erzählt, daß an der Verbandstraße Kanonen in die vorbereiteten Stellungen eingebaut werden.

Do 29.3.45 Die große Flucht, da am Abend der Volkssturm sich versammeln soll. Es gibt Alarm, den letzten. Doddi sitzt bei argem Gebrumm im Keller, Herr Theissing kommt mit Wein und Kuchen. In der Nacht schlafen wir angezogen, nicht gut, weil die Schießerei schon ziemlich nah ist.

Fr 30.3.45 Großer Anschlag, daß alle Frauen und Kinder raus sollen, „der Feind ist vorübergehend auf westfälischen Boden vorgedrungen.“ Wir sind recht oft im Keller. Tiefangriffe auf die Artillerie an der Verbandstraße. Man hört schon Schießerei. Sehr fern sehen wir die „Langsamflieger“⁴. Nachts schlafen wir alle im Keller. Artillerie, wohl vom Kuniberg, schießt über uns. An der Verbandstraße ist es ruhig geworden.

Sa 31.3.45 Doddi eilt um 6 Uhr morgens in die Stadt und erkämpft in 3 Stunden Butter (1 $\frac{1}{4}$ Pfd) und Plätzchen (5 Pfd). Zum Metzger geht sie nicht mehr, weil es zu arg wird. Von 11 Uhr an schlagen Granaten in die Stadt ein. Das Gedränge war lebensgefährlich. Ein Türflügel wird aus den Angeln gerissen. Nach dem Essen ist das Maschinengewehrfeuer hier schon sehr gut zu hören. Wir ziehen völlig in den Keller. Die Langsamflieger im Westen sind schon ziemlich nah. Fräulein Münch (*Nachbarin aus dem Nachbarhaus Bismarckstr. 22*) und Herr Theissing leben mit im Keller. Es ist soweit ganz behaglich, da die Kinder ordentlich sind. Nachts geht das Licht weg.

So 1.4.45 (*Ostern*) Nachts ist arge Schießerei, was wir nicht sehr hören. Herr Theissing in seinem Keller hört es sehr. Zunächst noch Kellerleben. Dann kommt der Osterhas in den Keller, mühsam, denn es ist noch so viel Schießerei, daß wir die Kinder kaum in die Waschküche schicken können. Mittags wird es etwas friedlicher, die Kinder können etwas in den Garten. Die Langsamflieger sind nun über uns. Herr Theissing erzählt, daß die Panzerspitzen durch sind. Gegen Abend sehen wir die ersten englischen Soldaten, Telefonleitungen verlegend. Nochmal im Keller schlafen.

Mo 2.4.45 - Montag - Wir ziehen rauf, obwohl es noch ziemlich schießt. Vormittags kommt das elektrische Licht wieder. Wir essen, nun mit Frl. Münch und Herrn Theissing, wieder oben im Wohnzimmer. Wenig hinter uns stehen Kanonen und schießen so heftig, daß ich nachts mit den Kindern nochmal runter ziehe.

Di 3.4.45 Ich geh ins Büro, da ist noch allgemeiner Trubel. Die Reste finden sich ein. Die Stadt sieht etwas mitgenommen aus von den Granaten. Meist Glas und kleine Wandflächen. Anschläge über Ablieferung von Schußwaffen hängen aus. Es gibt wieder etwas Milch, nachdem vorher gar nichts zu bekommen war.

Mi 4.4. Morgens Tiefangriff eines deutschen Fliegers in der Nähe. Viele Wohnungen werden mit Truppen belegt. Das Büro bekommt eine Wache.

Do 5.4.45 Das Büro muß geräumt werden. Wir schlafen wieder oben, und wickeln uns Kissen um den Kopf; wir gewöhnen uns daran, während noch viele über den Lärm stöhnen.

Fr 6.4.45 Die nahstehende Batterie zieht ab.

So 8.4.45 Auch die fernstehende Batterie zieht noch etwas weiter.

Mo 9.4. bis Sa 14.4.45 Allmählich gibt es Ordnung. Für die Kinder gibt es Milch. Fleisch, Fett und Brot wird auf Marken aufgerufen. Am Dienstag 10.4. verzieht sich die Schießerei noch weiter in die Ferne.

Dr. Friedrich Thiersch (1907-2002), Dipl. Ing. bei der Firma Still, lebte mit seiner Familie, Ehefrau Elisabeth, genannt Doddi (1911-1999) und drei Töchtern (1936 Elisabeth genannt Elle, *1939 Adelheid genannt Alli, *1942 Gertrud, genannt Mümmme) in der mittleren Etage des dreistöckigen Hauses Bismarckstr. 24. Der Sohn (*1935 Hans) war bei Verwandten evakuiert. Tochter Gertrud Fleischmann hat die handschriftlichen Aufzeichnungen transkribiert, einen auf die Kriegseignisse bezogenen Auszug für die Zeit von September 1944 bis April 1945 gemacht und durch Erklärungen (kursiv jeweils in Klammern) ergänzt.*

- 1 Der Fieseler-Storch war ein ab 1936 in Kassel erbautes Kurzstart- und -landeflugzeug.
- 2 Flugabwehrkanonen
- 3 Dr. Hans Reschke (*1904), ab 1939 Landrat in Recklinghausen; Hans Vogel (*1887), ab 1934 (zunächst kommissarisch) Polizeipräsident von Recklinghausen, SA-Gruppenführer, ab 1936 auch Reichstagsabgeordneter
- 4 Gemeint sind wohl Piper L4 (Grasshopper), extrem langsam fliegende Flugzeuge, die von der US-Armee unter anderem zur Lenkung und Beobachtung des Artilleriefeuers benutzt wurden. Die deutschen Truppen standen noch südlich des Rhein-Herne-Kanals.

► Chronik des Krieges in Suderwich¹

Am 1. September 1939 begann der Krieg mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Polen. Die katholische wie auch die evangelische Gemeinde hatten dabei je zwei Gefallene zu beklagen. Mitte Oktober erhielt Suderwich Einquartierung; Zunächst waren es 60 Pferdetransporter, dann am 11. November kam eine Sanitätsabteilung. Viele stammten davon aus Baden und Bayern. Sie wurden in Sälen, aber auch in Privathäusern untergebracht und hatten bald ein sehr herzliches Verhältnis zu den Einheimischen. Die Kriegspfarrer Rothe und Kühlewein hielten Soldatengottesdienste in beiden Kirchen ab. Die Kompanie hatte 8 Theologen, die sich auch im Gemeindedienst betätigten. Die Truppe rückte zu Pfingsten nach Xanten ab. Dafür kamen nun einige Kompanien eines Infanterieregimentes und zu Christi Himmelfahrt rückten Soldaten einer SS-Verfügungstruppe nach. Eine Panzertruppe bezog kein Privatquartier mehr, denn in der Nacht zum 10. Mai begann der Einmarsch deutscher Soldaten nach Holland und Belgien.

Unzählige Flugzeuge überflogen den Ort. Bald kamen die ersten feindlichen Flieger und warfen Bomben ab. Häuser an der Suderwicher Straße wurden beschädigt. Die Aufregung unter der Bevölkerung war nicht gering. Die Luftgefahr brachte dem gottesdienstlichen Leben manche Behinderung. Es durften nur so viele Personen die Messe besuchen, wie in nahen Luftschutzräumen untergebracht werden konnten. Es wurde darum

eine weitere Messe abgehalten, damit nicht eine Schließung der Kirche angeordnet würde, denn der Gottesdienstbesuch war sehr stark. Alle Prozessionen waren verboten. Die Fronleichnamsprozession mußte in der Kirche abgehalten werden. Das Schwesternhaus, sowie alle Nebenräume wurden beschlagnahmt.

Ab August 1940 übernahmen die Schwestern die Verpflegung der im Gemeindegasthaus untergebrachten französischen Kriegsgefangenen. Es waren bis zu 140 Mann. Trotz der Kartoffel- und Gemüseknappheit gelang es, alle satt zu bekommen. - Der Frankreich-Feldzug brachte der Gemeinde zunächst 4 Tote, in einem U-Boot waren ebenfalls 4 untergegangen. - Die zunehmende feindliche Fliegertätigkeit hat uns sehr geängstigt. Da fielen Bomben bei Frieg an der Niederstraße, wobei ein Klodt aus Röllinghausen zerrissen wurde. Großen Schaden richtete eine Bombe vor dem Amtshaus an. Bomben zerstörten den Anbau zur alten Schule an der Esseler Straße, Disselkamps Haus wurde schwer beschädigt. Treffer erhielten auch die Anwesen von Hoppmann in der Brandheide. Am 16. September 1942 wurden durch Brandbomben die Häuser von Albers und Hans Möllenbeck an der Sachsenstraße in Brand gesetzt. Auch eine Scheune von Klas brannte ab. Am Fronleichnamstage wurden 5 englische Flieger auf dem Friedhof beigesetzt, deren Bomben in Essel großen Schaden angerichtet hatten, wobei ein Mann getötet wurde. In der Brandheide nahe der Marienschule war das brennende Flugzeug abgestürzt. die Besatzung war zuvor abgesprungen und kam aber dabei zu Tode. Der Gottesdienstbesuch wurde immer mehr erschwert. Zahlreiche Festgottesdienste mußten ausfallen oder auf Arbeitstage verlegt werden. Im Russenfeldzug verlor die Gemeinde bis November 1942 einundzwanzig Pfarrkinder. Im Sommer 1943 gingen durch Brandbombenabwürfe die Häuser des Wirtes Wetterkamp und des Bauern Deiternann in Flammen auf. Auch Möllenbecks Scheune brannte und bei Flögel-Möllhoff wurde die Scheune mit großem Mehllager zerstört. - Die französischen Kriegsgefangenen bekamen einen eigenen Geistlichen, der im Schwesternhaus wohnte, aber im Lager bei Feldhoff in Essel schlafen mußte. 1944 bezogen Italiener das Gemeindegasthaus, ein kriegsgefangener Karmeliterpater war ihr Seelsorger. Verkehr mit den kriegsgefangenen Geistlichen war verboten.

Am 1. Mai 1944 war die Zahl der Kriegstoten auf 77 angestiegen. Die Nöte des Krieges haben uns 1944 hart zugesetzt. Am 6. November gab es einen schweren Bombenangriff. Unzählige Spreng- und Brandbomben richteten großen Schaden an. Die Häuser von Schürmann, Ortmann und Hülsmann brannten nieder, an der Suderwicher Straße wurden viele Häuser zerstört. Das Haus von Bartel brannte völlig ab. Die evangelische Kirche erlitt einen Schaden von 33%. In nächster Nähe lag eine Scheinwerferstellung, die bombardiert worden war. Am 9. November kam ein zweiter Großangriff. Häuser am Frankenweg, der Margareten und Wilhelminenstraße erlitten teils schwere Beschädigungen. An der St. Johannes-Kirche waren viele Fenster zerstört. Sie wurden mit Brettern verschalt. Pfarrhaus und Schwesternhaus hatten große Dachschäden. Mitten im Kriegslärm saßen wir oben im Dachstuhl und reparierten so gut wir es konnten. In Suderwich gab es zwei große Hochbunker. In ihnen

hatten Frauen Kinder zur Welt gebracht, wurden auch Kinder getauft und Sterbende versehen.

Seit November 1944 wurden die Fliegerangriffe so häufig, daß die Leute Tag und Nacht in den Bunkern zubrachten, weil man sich hier allein noch sicher fühlte. Gott sei Dank hatten wir in dieser Zeit nur wenige Tote. Josef Disselkamp wurde durch ein platzendes Geschloß der Flugabwehr auf der Straße getötet. Ein Hauptmann wurde noch in der Osternacht tödlich getroffen und am Ostermorgen auf einer Schubkarre zum Friedhof gebracht, gerade als seine Truppe abrückte. Die Angst wuchs, wir warteten täglich darauf, daß Suderwich in Trümmer gelegt würde. - Am Abend vor Palmsonntag gab der englische Sender durch, daß jetzt keine großflächigen Bombenabwürfe mehr durchgeführt werden sollten.

Am Mittwoch in der Karwoche wurden wir Geistlichen aus dem Beichtstuhl gerufen und gebeten, die Pfarrhäuser zu verlassen, da für die Nacht durch die SS die Erschießung der Geistlichen angeordnet worden sei. Wir Geistlichen haben dann einige Nächte bei befreundeten Bauern zugebracht. Am Karsamstag konnte ich dann wieder im Schwesternhaus die heilige Messe halten. Die Schlacht aber kam uns immer näher.

Am Ostersonntag 1945 war alles in Ordnung. Als ich um 5 Uhr morgens die Osterfeier halten wollte, piffen die Granaten und kein Mensch konnte zur Kirche kommen. Um 7 Uhr fiel kein Schuß mehr, aber zur Kirche wagte keiner zu kommen. Die Deutschen hatten ihre Stellung geräumt, nur einige SS-Leute waren geblieben und sprengten gegen Abend die Eisenbahnbrücke an der Schulstraße. Alle Leute waren nun in den Kellern. Abends 7 Uhr meldete ein Mann, er sei von Amerikanern in ein Haus gejagt worden. Am Morgen wurde auch das Pastorat von Amerikanern besetzt. Sie haben nur unsere Ostereier, Butter und Früchte an sich genommen. Dann kamen andere Truppen, die acht Tage blieben. Alle Häuser und Räume wurden nach versteckten deutschen Soldaten abgesucht. Die Amerikaner hatten vor dem Pastorat und dem Schwesternhaus schwerste Geschütze aufgebaut, mit denen die Deutschen am Kanal und in Castrop beschossen werden sollten. Wenn die Deutschen noch Munition gehabt hätten, wäre unser Dorf gewiß in Schutt und Asche geschossen worden. - In Suderwich stockte jeder Verkehr und jede Arbeit. In den ersten Nächten waren Frauen und Mädchen nicht sicher vor feindlichen Soldaten. Aber man muß sagen, daß auch unter ihnen brave Menschen waren. Die folgenden Engländer hielten sich sehr zurück, sie beschlagnahmten nur Wohnungen und nahmen keine Uhren und Goldsachen an sich. Am 1. April 1945 war für Suderwich der Krieg vorbei.

Pfarrer Karl Vennekamps Aufzeichnungen über das Kriegsgeschehen in Suderwich, Gemeindechronik St. Johannes

Suderwicher Rückblicke. Bemerkenswerte dokumentarische Berichte aus Suderwichs Vergangenheit. zusammengestellt von Walter Zillessen. Suderwich 1990, S. 32 - 36

Zeitzeugen erinnern sich – Erinnerungen und Erfahrungen

► Ostermontag – Ein Schicksalstag der Stadt (1955)¹

Die Spitzenfunktionäre der NSDAP, und zwar sowohl der Gauleiter als auch die Kreisleitung, die Ortsgruppenleiter und die Führer der SS und SA hatten Stadt- und Landkreis rechtzeitig verlassen. Dabei hatte man nicht vergessen, auf den mitgenommenen Fahrzeugen Lebensmittel in Hülle und Fülle der darbenenden Bevölkerung zu entführen. Mit der Leitung der Partei waren auch die Spitzenkräfte der Verwaltung getürmt [...].

Nachdem die Truppen eingerückt waren, hörten die Tiefzüge auf, und die Bürger schickten sich an, wenigstens am zweiten Ostertag dem Gottesdienst beizuwohnen.

Auf dem Rathaus war inzwischen ein kleines politisches Vorauskommando unter der Führung des amerikanischen Obersten Schneider erschienen. Er beherrschte die deutsche Sprache bestens und hatte offensichtlich den Auftrag, die bürgerliche Verwaltung wieder in Gang zu setzen.

Oberst Schneider traf im Rathaus eine Anzahl von Beamten des mittleren Dienstes an. [...].

Die im Rathaus versammelte Beamtenschaft schickte am zweiten Ostertag einen Vertreter in das Verlagshaus Bitter, Löhrhofstraße 10, und bat Verleger Wilhelm Bitter namens der Beamten, zugleich aber auch im Namen des Obersten Schneider, ins Rathaus zu kommen. Auf die Frage, wen er sonst noch habe bitten müssen, antwortete er, den alten Stadtverordneten-Vorsteher Rechtsanwalt Neuhaus², der aber nicht in der Stadt anwesend sei.

Im Rathaus angekommen, begrüßte Oberst Schneider Verleger Bitter recht freundlich und teilte ihm mit, daß er auf seiner Intelligenzliste stünde und bat ihn, das Amt des Oberbürgermeisters und Landrats zu übernehmen. [...]

Er schlug dann vor, den seit Jahrzehnten in der Stadt ansässigen Stadt- und Stadtschulrat Dr. Hellermann mit der Funktion des Oberbürgermeisteramtes zu betrauen. Verleger Bitter bat dann gleichzeitig, besorgt zu sein, daß auch eine des Englischen mächtige Dolmetscherin für den Oberbürgermeister verfügbar sei und schlug zu diesem Zweck Fräulein Elisabeth Sarrazin vor. Oberst Schneider machte seinen Wagen verfügbar, und ein Rathausbeamter fuhr in die Wohnung Dr. Hellermanns und Fräulein Sarrazins und brachte beide kurze Zeit hernach ins Rathaus. Oberst Schneider begrüßte beide recht freundlich und teilte Dr. Hellermann mit, daß Verleger Bitter ihn für den Posten des Oberbürgermeisters vorgeschlagen habe und fragte ihn, ob er das Amt annehme. Dr. Hellermann hatte große Bedenken. Er verwies auf seine angeschlagene Gesundheit, die nicht zuletzt durch seine Inhaftierung durch die Nazis gelitten habe. Als Verleger Bitter ihm aber erklärte, die Not der Stadt verlange, daß in der Verwaltung erfahrene Männer, die nicht in der Partei waren, sich zur Verfügung stellten, um dem Chaos zu steuern, und als er Dr. Hellermann gleichzeitig versicherte, daß er bereit sei, im Ehrenamt das Ernährungs-, Wirt-

schafts- und Verkehrsamt zu übernehmen, entschloß sich Dr. Hellermann zu dem Opfer der Übernahme des Oberbürgermeisteramtes. Die anwesende Beamtenschaft atmete erleichtert auf. Sie sah in dem Zweigespann Hellermann-Bitter die Garanten, daß nunmehr dem Verwaltungschaos und der großen Not der Bürger gesteuert werden würde. [...]

Noch am gleichen Ostermontag bat der ehrenamtliche Stadtrat die Abteilungsleiter des Ernährungs-, Wirtschafts- und des Straßenverkehrsamtes, alles daran zu setzen, um für Dienstag morgen 7 Uhr die führenden Männer der Wirtschaft, des Bergbaus und der sonstigen Industrie, des Großhandels, die Obermeister der Innungen, die Vertreter der Landwirtschaft und des Bäuerlichen Genossenschaftswesens, der Molkereien und insbesondere des Lebensmittelhandels und des Verkehrswesens zu einer Aussprache zu berufen.

Was niemand erwarten konnte, trat ein. Viele Dutzend Männer aus allen Ständen und Berufen waren neben den Abteilungsleitern des Rat- und Kreishauses im Stadtverordnetensitzungssaal Osterdienstag 7 Uhr morgens erschienen. Stadtrat Bitter gab einen kurzen Überblick über das politische Geschehen im Stadt- und Landkreis in den letzten Tagen und Stunden. Er teilte mit, daß die Stadt militärisch besetzt sei, daß man aber noch nicht in den Stadtteil Süd gelangen könne.

Dort fanden immer noch Gefechte mit den abziehenden deutschen Truppen aus Herne am Kanal statt. Die Reichsautobahn bildete praktisch die abschließende Verkehrslinie der Stadtteile Süd und Hochlarmark auf der einen Seite, und Hilderheide und Altstadt auf der anderen Seite. Der Stadtteil Süd hatte sogar seine eigene Kommandantur und in der Person des Verkehrsunternehmers Becker einen eigenen Bürgermeister erhalten. Ein wackerer Friseurmeister der Bochumer Straße wirkte als Dolmetscher in der Stadtkommandantur Recklinghausen-Süd.



Neuanfang: Die Verwaltung 1946 mit dem britischen Stadtkommandanten Major Dunsmore (Mi) und Dr. Hellermann (re).

*Unter den Dolmetschern auch ehem. Zwangsarbeiter
(Foto: Pohl, Alltag, a.a.O., S. 39)*

[...] Das ganze organisierte Verteilungsnetz von den Landesernährungs- und Wirtschaftsämtern hinüber zu den örtlichen Ernährungs- und Wirtschaftsämtern war über Nacht zerstört. Die Bürger hatten zwar noch Lebensmittelkarten in der Hand, aber mit Ausnahme der letzten Reste in den Verkaufsgeschäften fehlte der Nachschub. Neben der Inventarisierung der vorhandenen Lebensmittelvorräte wurde eine Erhebung über die noch vorhandenen Transportmittel angestellt. Beide Bilanzen waren trostlos. Das Schlimmste aber war: Nicht nur der Hauptbahnhof war zerstört. Sämtliche Brücken über die Lippe, die Emscher und die Ruhr waren von dem Irrsinn des Hitlerismus einschließlich der Eisenbahnbrücken in die Luft gesprengt worden. So fehlte - selbst wenn man die Nachschubmittel gehabt hätte - der Zugang zum Münsterland, zu den Milch-, Fleisch-, Kartoffel- und Brotreserven der Stadt. Aber die Trostlosigkeit wurde vollendet durch die Feststellung, daß die Vestische Straßenbahn völlig lahmgelegt war. Vielfach waren die Oberleitungen zerstört oder gestohlen worden! Der Rhein-Herne-Kanal war für die Schifffahrt völlig unbenutzbar. Er war teilweise gesprengt. Bahn und Post waren außer Verkehr gesetzt.

Die Bilanz der in der Stadt vorrätigen Lebensmittel konnte zum Verzweifeln bringen. Die Meldung, daß noch große Fettmengen in den einzelnen Zechen unter Tage seien, erwies sich als irrtümlich. Die Kreisleitung hatte dafür gesorgt, daß diese Fettmengen ihrem eigenen Transport einverleibt worden waren. In der sinnlosesten Weise war die Fleischwarenfabrik Schweisfurth in Herten geplündert worden. Die dortigen großen Konservenvorräte, die für viele Wochen den Fleischbedarf der Bürgerschaft gedeckt hätten, waren nicht mehr greifbar.

Schlimmer als alles das aber war der Umstand, daß auch das gesamte Verkehrsgewerbe der privaten Wirtschaft und der Bürger weithin zerstört war. Die durchziehenden Truppen und die Spitzen der Partei hatten alles, was an fahrbaren Geräten greifbar war, aus der Stadt geführt. Das war die Bilanz, die der ehrenamtliche Stadtrat Bitter am nächsten Tage den Bürgerschaftsvertretern präsentieren mußte.

Aber an diesem Morgen geschah ein Wunder. Hatte schon Herr Bitter am Tage zuvor ein versöhnendes und versöhnliches Wort an die anwesenden Mitbürger gerichtet, so nahm er ihnen an diesem Tag den letzten Schatten der Furcht und des Zagens. Er verwies darauf, daß - wenn dieser Krieg überhaupt einen Sinn haben sollte - es dann der sei, daß zunächst aller Hader der Bürger untereinander und gegeneinander sowohl im politischen als auch im konfessionellen Raum aufhören müsse. Es gelte jetzt, mit einem viel größeren Opfermut und Opferwillen dem Chaos der Bürger zu begegnen, wie man bislang dem Irrtum und dem Irrsinn des Hitlerismus vielfach gedient habe. Das Versprechen, daß die Rathausverwaltung alles daran setzen würde, um die in der Partei gestandenen Mitbürger aus Handel, Industrie, Kaufmannschaft und Handwerk nicht der Rache der Sieger oder dem blinden Haß der nicht in der Partei gestandenen Bürger zu überantworten, wirkte als das er-

lösende Wort bei der Mehrzahl der Anwesenden. Der weitere Appell, jetzt besorgt zu sein, alles, was an Kraftfahrzeugen irgendwie versteckt in den Scheunen liege oder demontiert sei, hervorzuholen und in den Dienst der Lebensmittelversorgung zu stellen, war nicht vergebens. [...]. Es war, als ob ein elektrischer Strom durch die Bürgerschaft ginge, um dem Chaos zu begegnen. [...]

Morgen für Morgen traten diese Männer freiwillig im Stadtverordneten-Sitzungssaal um 7 Uhr an und berichteten über den Erfolg ihrer Fahrten vom Tag zuvor. Es war ein edles Wettrennen aller Beteiligten. Dauernd vermehrte sich die Zahl dieser Pioniere. [...]. Es meldete sich aber auch die Front. Dutzende von Wehrmachtsangehörigen kamen zum Rathaus und baten um Hilfe und Unterstützung. Der Großmut des Ortskommandanten sah darüber hinweg, daß diese Männer nicht ordnungsgemäß von ihrer Truppe entlassen worden waren. Die inzwischen von deutscher Seite eingesetzten Leiter der Polizei, die Herren Polizeiinspektor Carls und Polizeimajor Kuhn haben hier manchem Heimkehrer dazu verholfen, daß er nicht erst in die Gefangenschaft, sondern zu Muttern marschieren konnte. Aber es passierte noch ein übriges. Einer der Heimkehrer brachte einen Lastwagen mit, frisch von der Front. Andere kamen mit Pkws an und hatten auch noch einige Vorräte an Steinhäger und Kognac organisiert. In dem Dezernat unseres ehrenamtlichen Stadtrates spielte sich folgendes ab:

Die Stadtverwaltung war besorgt, daß die nicht ordnungsgemäß entlassenen Heimkehrer nicht mehr in Gefangenschaft gerieten. Diese aber übernahmen es, mit ihren Schnapsvorräten ins Sauerland zu fahren und bemüht zu bleiben, soviel von den dort herrenlos gewordenen Fahrzeugen in die Stadt zu bringen, wie nur irgend erreichbar war. Das sprach sich schnell rund. Nicht nur die Landser gingen auf Fahrt, sondern auch das Kraftfahrzeuggewerbe hatte ein Näschen dafür, daß man im Sauerland „billig einkaufen“ konnte. Die Militärregierung wurde inoffiziell von diesen Dingen unterrichtet. Sie machte die Auflage, die so in die Stadt hineinrollenden Wagen zu registrieren, zu taxieren und gemäß dem Taxwert bezahlen zu lassen. Bei der Stadthauptkasse wurde ein separates Konto eingerichtet. So gab es im Laufe der Wochen nicht nur einige Dutzend neuer Fuhrunternehmer, die noch kurz zuvor den Soldatenrock getragen hatten, sondern auch viele hundert zusätzlicher Autos, also Verkehrsstücke.

Wilhelm Bitter (1886 – 1964), Verleger kath. Tages- und Kirchenzeitungen, Stadtverordneter des Zentrums, nach 1933 mehrfach inhaftiert und wirtschaftlich ruiniert, Oberbürgermeister (1946–48) und CDU-Ratsmitglied von 1948 – 1952 und 1956 – 1961.

1 Bitter, Wilhelm: Der große Schicksalstag der Stadt. Beilage in: Neueste Zeitung 1. April 1955, in: Pohl, Jürgen (Hg.), Alltag zwischen Befreiung und Neubeginn. Recklinghausen 1945 – 1948. Essen 1996, S. 46–62.

2 Otto Neuhaus, Zentrumspartei, war 1919 – 1933 Stadtverordnetenvorsteher, also ehrenamtlicher Ratsvorsitzender.

► Erinnerungen an den Lebensalltag (1947) Der tägliche Kampf ums Wasser

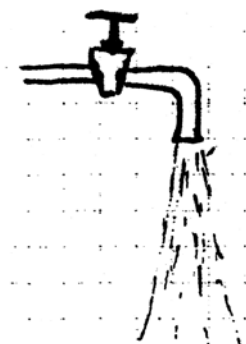
[...] In den Kriegszeiten, von 1939 an, wurde abends die Badewanne gefüllt, um bei einem Brand durch Bomben gleich Wasser zu haben. Schon bei kleinen Angriffen wurde gewöhnlich die Wasserleitung irgendwo in der Stadt getroffen, sodass kein Wasser mehr nachkam und zum Löschen nur dieses bereitgestellte Wasser da gewesen wäre. Zum Glück haben wir es nie gebraucht. [...] Wasser zum Kochen hielten wir, wenn es uns mit den Bomben bedenklich schien, in unseren grossen Einkochtöpfen und Wasch-Töpfen bereit, und als Reserve für längere Dauer hatten wir im Keller in der Waschküche ein Beton-Becken, gedacht zum Einweichen der Wäsche, worin etwa 800 Liter Platz hatten. Mit den zunehmenden, stets nur kleinen Angriffen auf Recklinghausen im Beginn des Jahres 1945 häuften sich allmählich die Störungen am Wasserleitungsnetz, weil die kaputten Häuser unter ihren Trümmern offene Bruchstellen in den Leitungsrohren behielten. Der Druck liess dadurch immer mehr nach, wir hatten tagelang kein Wasser. Nachts, infolge des geringen Verbrauchs, kam dann manchmal noch etwas Wasser bis zu uns hinauf. Von dieser kleinen Besserung bei Nacht hörte ich im Büro und liess am letzten Tag vor dem völligen Verschwinden noch all unsere Waschbütten voll laufen, dazu das Spülbecken in der Waschküche und die großen Töpfe für Trinkwasser.

Von diesem kostbaren, sauberen Wasser benutzten wir nur zum Kochen und Trinken. Zum Spülen, Putzen, zum Nachschütten in den Klosetts holten wir jeden Tag etwa 10 bis 15 Eimer aus dem Löschteich am Bismarckplatz, der nur etwa 70 m entfernt war. Solange da noch etwas war, hatten wir es ganz gut. Die ganze Umgebung zog dahin, mit Eimern und Kannen, ohne dass der Inhalt rasch abnahm.

Als aber bei einem Angriff ein Haus in der Nähe in Brand geriet, wurde aus unserem Teich Wasser zum Löschen geholt. [...] Aus dem trüben Rückstand holten wir uns noch, was ging. Dabei traf uns – zwei Tage vor dem Einrücken der Amerikaner – Pastor Geck, als wir abends mit den Eimern hin und her liefen, angefeuert durch das Heulen und Pfeifen der Artillerie-Granaten, die von beiden Seiten über Recklinghausen hinweg flogen. [...]

Trinkwasser und Kochwasser brachte ich dann jeden Tag vom Büroweg mit: ich nahm 2 Eimer mit und füllte sie in einer Pumpe an der Brandstrasse, hinter dem Büro (der Firma Still). Die trug ich dann 15 Minuten weit heim. Schwieriger war es

mit den 10 bis 15 Eimern Spül- und Wasch-Wasser. Zunächst holte ich das aus dem Badeteich hinter dem zerstörten Haus von Dr. Pork [...]. Das war aber sehr mühsam, und mein Wagen mit den Töpfen war sehr in Gefahr gestohlen zu werden, während ich mit den Eimern hinter das Haus ging. Damals, kurz vor dem Einzug der Amerikaner, wurde ganz übel gestohlen. Später zog ich



mit meiner Fuhre zum Löschteich am Diebspfad („Tiefer Pfad“), dessen Wasser schon recht braungrün war. [...]

Wasser zum Trinken gab es in den ersten Tagen der Besetzung auch für die Kinder nicht. Sie durften sich beliebig kalten Kaffee oder Tee nehmen. [...]

Bis etwa fünf Wochen nach der Besetzung hat dieser Zustand gedauert. Dann war an der Stelle der gesprengten Wasserleitungsbrücke über den Lippe-Seitenkanal ein neues Rohrstück unten durch den Kanal gelegt und in der Stadt waren die schlimmsten Bruchstellen beseitigt.

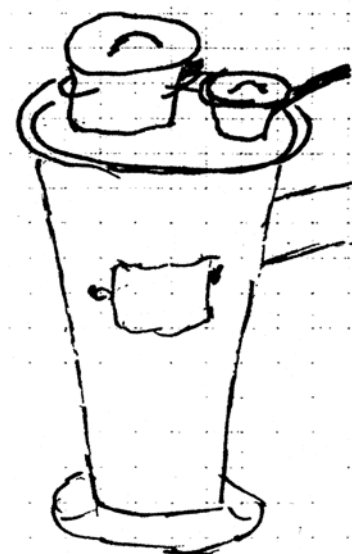
Als der Wasserhahn auch bei Tag zum ersten Mal wieder lief, versammelten wir uns und bestaunten das Wunder. Und dann wurde mit grossem Jubel die Badewanne von ihrer braungrünen Füllung, von Algen, Schlamm und Käferlarven befreit.“

Das Kochen

[...] Viele Jahre war [ein gebrauchter Gasherd mit Backofen und 4 Flammen] unser einziger Herd. Nur selten gab es Verdruss, weil etwa die Hähne sich verstopfen wollten, oder weil wir ungereinigtes Gas bekamen und dann vor Husten und Kratzen im Hals uns fast nicht retten konnten. Bei den Bombenangriffen gab es zunächst kleine Störungen im Kochen mit Gas, meist nur Stunden dauernd, bis die Leitungen zu den zerstörten Häusern abgesperrt waren.

Bei dem Angriff am 6. November 1944 wurde auch in unserer Nähe viel zerstört, und wir waren viele Wochen ohne Gas. Zunächst versuchten wir, auf dem Öfchen im Luftschutz-Keller zu kochen. Das war sehr schwierig, weil wir keine Abdeckringe – Herdringe – hatten und wohl der ganze Keller sehr warm wurde, nicht aber der Topf mit 1 Liter Milch, die wir gern kochen wollten. [...] Ein selbst gemachter Blechring, aus dem Blech eines kaputten Koks-Schütters, und ein schöner fester Ring, vom Lager der Fa. Still in Haltern angefertigt, halfen zunächst dem Luftschutzöfchen zu besserer Wirkung. [...]

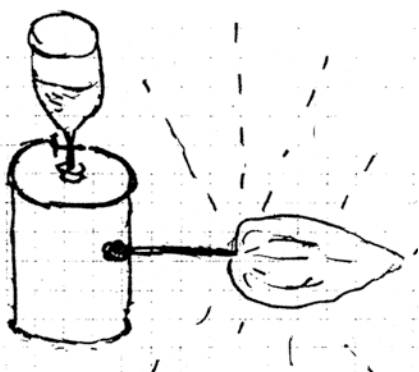
Als im Februar 1945 die Front immer näher rückte, hielten wir die Gasversorgung für nicht mehr sicher. Auf meine Bitte verlieh uns Frau Briefs ihren Herd. Das ging gut, weil ihre Wohnung ausgebombt war und sie mit allen Sachen in einer völlig eingerichteten, anderen Wohnung aufgenommen war. Ihr Mann und ihr Sohn waren noch in einem „O T“-Lager¹ – zwangsweise, der Mann später in einem Krankenhaus, und beide kamen heil zurück. Zwei Tage nach dem Aufstellen und Anschließen des großen Herdes blieb das Gas für lange Zeit weg. Da konnten wir auf dem Herd kochen, mussten allerdings Holz suchen, denn wir hatten nur kleinen Koks als Brennmaterial. Alle Äste, welche die Amerikaner mit ihren



grossen Lastautos von den Straßenbäumen abgerissen hatten, alle Bretter, Latten und Pfosten, die auf der Straße lagen oder im Löschteich schwammen, wurden von den Kindern und mir gesammelt. [...] Zur Erleichterung des Kochens brachte ich viele Monate lang aus der Firma Essen mit, das von Schweisfurth in Herten gekocht wurde. Gut war es nur selten, und oft bedenklich nahe an Schweinefrass. Verbessert mit etwas Kartoffeln, Mehl, Gries bildete es die Grundlage für unser Abendessen. [...]

Licht in der Dunkelheit

Das elektrische Licht hat immer mal Schwäche-Anfälle gehabt, und solange konnten wir uns mit Kerzen helfen. Ein Pappkasten mit Kerzenstummeln und Rest-Stücken stand bereit, gespeist mit Überbleibseln von Christbaumkerzen und dicken Kerzen von der zusammenlegbaren Rucksacklaterne. Durch die Verdunkelung und den Zwang, bei Alarm sich rasch zurecht zu finden, lernten wir, uns in unserem Haus auch bei Dunkelheit sicher zu bewegen, während der Mondschein durch das offenstehende Fenster



kam, die Flugzeuge orgelten und die Flak spektakelte. So ging das lange, von 1939 bis 1945, bis im Frühjahr 1945 die Störungen am elektrischen Netz sich bedenklich häuften. Als Ausweg blieb Azetylen-Licht. Da es keine solche Lampen zu kaufen gab, nur Einzelteile,

baute ich selbst ein Lämpchen, mit einer kleinen Glasflasche aus dem Firmen-Labor und einer Trockenmilchbüchse. Karbid bekam ich von der Firma, aus der kleinen Werkstatt für Autos.

2 Korken und ein Stückchen Kupfer-Rohr am Brenner waren noch nötig, und Leim, um alle Löcher im Blech an den Korken zu verschließen. Mit diesem Lämpchen haben wir abgewaschen, aufgeräumt, geschrieben, genäht, geflickt und oft den Luftschutzkeller beleuchtet. Es war nicht leicht zu bedienen [...] Brav hat es uns geleuchtet, als wir über Ostern 1945 zwei Tage im Keller hausten [...] Wir waren ganz verblüfft, als schon 36 Stunden nach dem Einmarsch der Amerikaner das elektrische Licht wieder da war. Aus den Zechenkraftwerken wurden wir gleich wieder versorgt und waren glücklich über dieses erste Zeichen für die Rückkehr zu normalen Verhältnissen [...].

Dr. Friedrich Thiersch, Bismarckstraße 24, hat 1947 in der unmittelbaren Nachkriegszeit Berichte zu damals überlebenswichtigen Alltagsstrategien aufgeschrieben und mit kleinen Skizzen bebildert. 1981 im Alter von 74 Jahren hat er die ursprünglich in Sütterlinschrift geschriebenen Texte für seine Kinder und Enkel in Schreibmaschinenschrift übertragen. Dem Vorwort für seine Nachkommen ist seine Motivation dazu zu entnehmen: „Wir Alten“ schreibt der 74jährige über sich und seine Ehefrau Elisabeth, halten nichts davon, „erst einmal das Vorhandene kaputt zu schlagen, um alles schöner und dann fehlerlos wieder aufzubauen. Uns genügt dieser eine Anschauungs-Unterricht. Zerstören geht rasch und leicht, aber von den 'Zerstörungs- und Aufbau-Wütigen' war niemand mehr zu finden, als der Aufbau der Ruinen drankam.“ Und er zitiert zur Illustration aus „Es zittern die morschen Knochen“, einem häufig gesungenen „Nazi-Lied“:

*„Und ginge darüber in Trümmern die ganze Welt zuhauf,
Das soll uns den Teufel kümmern, wir bauen sie wieder auf.
Wir werden weiter marschieren, bis alles in Trümmern fällt,
denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“*

- 1 Organisation Todt, eine 1938 gegründete paramilitärische Bautruppe
- 2 Max Brief (*1885) war als „Halbarier“ seit 1942 im Arbeitslager.

► „Auf dem Fußboden lagen die Leichen“¹

Als ich am Morgen nach dem furchtbaren Angriff in die Leichenhalle auf dem Friedhof an der Halterner Straße kam, lagen dort auf dem Fußboden die Leichen von Bombenopfern. Für die vielen Toten konnten so schnell keine Särge beschafft werden. Es war auch kein Totengräber mehr da, der die notwendigen Gräber hätte ausheben können. Weder im Rathaus noch im Polizeipräsidium erklärte sich jemand für zuständig, als ich um Hilfe bat:

Der NS – Oberbürgermeister und der Polizeipräsident waren geflohen, weil die Amerikaner anmarschierten. Nur Landrat Reschke war noch da. Er besorgte auch einen Friedhofsgärtner, so dass mein Kollege und ich die Toten bald darauf – in Leinentücher gewickelt – beerdigen konnten. Ihre Namen

kannten wir nicht. Die Leichen wurden erst später identifiziert und z. T. umgebettet. Jede einzelne Grabstätte erhielt als Grabstein ein steinernes Kreuz.

Wilhelm Geck im Gespräch über den Bombenangriff vom 23. März 1945 mit Helmut Geck am 12.11. 1984, Archiv Kirchenkreis Recklinghausen (H.G.), A Abt. 2

Wilhelm Geck (1892, seit 1931 Pfarrer der evangelischen Altstadtgemeinde, ab 1934 Vorsitzender des Bruderrats der Bekennenden Kirche, 1949-1961 Superintendent

- 1 Geck, Helmut/ Möllers, Georg/ Pohl, Jürgen: Wo du gehst und stehst. ... Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933 bis 1945. Verlag Rudolf Winkelman Recklinghausen 2002, S. 130

Opfer des Bombenangriffes am 23. März 1945

Hier, am nördlichsten Reihengrab des ehemaligen evangelischen Friedhofes an der Halterner Straße, liegen **Bombenopfer des alliierten Luftangriffes**, der am **23. März 1945 das Nordviertel Recklinghausens** zerstörte und 173 Menschen das Leben kostete. Der von den Nationalsozialisten 1939 begonnene Bombenkrieg schlug im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges auf die eigene Bevölkerung zurück. In dem von Deutschland immer brutaler und radikaler geführten Krieg setzten sich die britische **Royal Air Force** und die **US Army Air Forces** im Luftkrieg gegen Deutschland das Ziel, die Produktion und den Transport kriegswichtiger Güter des Ruhrgebietes, der „Waffenschmiede des Reiches“, zu verhindern und zu zerstören. Auch hofften sie die Bevölkerung zu demoralisieren und den Krieg schneller zu beenden. Entsprechend verstärkte sich der Bombenkrieg besonders zum Kriegsende hin. Stundenlang verbrachten die Menschen in den Bunkern.

1944 gab es nur sporadische Luftangriffe auf Recklinghausen, und beim Angriff vom 21. März 1945 waren noch relativ wenige Opfer zu beklagen. Nur zwei Tage später traf die Stadt der **schwerste Luftangriff** des gesamten Bombenkrieges am **23. März 1945**. Ziel des Luftangriffes war vorrangig die Zerstörung des Hauptbahnhofes, weil man dort Munitionszüge vermutete. Die Stadt wurde dabei mit Spreng- und Brandbomben stark bombardiert.

Das **Nordviertel**, das **Bahnhofsviertel** und die **nördliche Altstadt** fielen in Schutt und Asche. Josef Zumhülsen, Pfarrer von St. Elisabeth, beschrieb den Augenblick so: „[...] Das ganze Nordviertel zwischen Tellstraße und Wickingstraße stand in Rauch und Flammen. Ein Südostwind trieb den Qualm zur Kirche herüber... Überall lagen noch Bomben mit Zeitzündern, die nach und nach in die Luft gingen. [...] Viele wurden in den Luftschutzkellern ihrer Häuser getroffen, viele verbrannten bis

Mit freundlicher Unterstützung des Vereins für Orts- und Heimatkunde Recklinghausen e.V.



Der Oerweg nach dem Angriff 1945

Foto: Stadtarchiv

auf ein wenig Asche, sehr viele verloren mit einem Schlag ihr ganzes Hab und Gut und behielten nur das, was sie gerade am Leibe trugen.“

Pfarrer Wilhelm Geck berichtete über die Situation am Evangel. Friedhof Halterner Straße: „Als ich am Morgen [...] in

die Leichenhalle kam [...], lagen dort auf dem Fußboden die Leichen von Bombenopfern. Für die vielen Toten konnten so schnell keine Särge beschafft werden.“ Er musste viele unidentifizierte Tote in Leinentüchern begraben.

Der Luftkrieg kostete 331 Recklinghäuser das Leben.

► Der Angriff vom 9. November 1944 und die Südstadt¹ (1992)

Der Alarm kam gegen ½ 11 Uhr. So schnell wir konnten, liefen wir zu dem Spitzbunker im Garten. Zu viert waren wir im Bunker. Bald begann auch schon der Angriff. Ich zitterte am ganzen Körper und hatte die Hände in den Manteltaschen verkrampft. Wenn ich eine Bombe pfeifen hörte, hielt ich mir die Ohren zu und rutschte ganz auf den Boden. Mein Chef merkte das und sagte: Nehmen Sie Tuchfühlung, das beruhigt und legte den Arm um meine Schulter. Zwischen den Abwürfen sahen wir mal durch die Sehschlitze. Zur Hälfte des Angriffs wurde der provisorische Eingang aufgerissen und der Müller kam auch herein, der sich bis dahin im Maschinenraum aufgehalten hatte. Er erzählte uns von den Zerstörungen in der Umgebung. Dann fiel die Luftmine, die die Post und Sparkasse zerstörte. Ich hatte dabei das Gefühl, der Bunker sei hochgeworfen und wieder heruntergerissen worden. Nach etwa einer halben Stunde war der Angriff vorbei. Wir waren froh, wieder hinaus zu können und sahen um uns herum, was die Bomben angerichtet hatten.

Ehemalige Bürokräft in der Kornmühle, Bochumer Straße

Dieser Angriff - ich erinnere mich an ihn, als ob es erst gestern passiert sei. Es war am späten Vormittag. Die Bomber kamen so schnell, daß wir nicht einmal die Zeit fanden, unsere Schreibmaschinen, so wie es vorgeschrieben war, mit in den Keller zu nehmen. Nie zuvor bin ich die vielen Treppenstufen vom 3. Obergeschoß schneller hinuntergestürzt. Wir waren noch nicht im Keller, da hörten wir schon Einschläge, ganz nah. Panische Angst. Dann plötzlich eine ohrenbetäubende Detonation. Ich glaubte, dies sei das letzte Stündlein, jetzt hätte es die Schule erwischt. Irgendwo zuckten Flammen. Wir beteten laut. Irgendwann, mir schien es wie eine Ewigkeit, hörten wir keine Einschläge mehr: Ich drängte nach oben. Ich wollte nach Hause, nach meiner Mutter sehen. Die Ausgänge waren verschüttet. Ich suchte den Heizungskeller und den zum Innenhof führenden Notausgang, krabbelte über einen Kokshaufen nach draußen.



*Zerstörte Aula des Lyzeums, Theodor-Körner-Schule
(Foto: Vogt, a.a.O., S. 244))*

Der Innenhof trümmerübersät. Ich rannte zur Jungfernheide, zur elterlichen Wohnung. Der Treppenaufgang war versperrt. Auch in unserer Straße Trümmer. Gottseidank war meiner Mutter nichts passiert.

Erst später wurde mir bewußt, welches Glück man gehabt hat. Ich mußte immerzu an die Schalterbeamtin in der Post denken. Eine Stunde vor dem Angriff noch hatte ich mit ihr ein paar Worte gewechselt; ich hatte Briefmarken gekauft. Sie starb in den Trümmern der Post.

Dienstverpflichtete Mitarbeiterin im Rüstungskommando in der Theodor-Körner-Schule

¹ Vogt, Adolf: Ein Stadtteil im Wandel der Zeit. Die Theodor-Körner-Schule – ein Brennspiegel Süder Geschichte. Recklinghausen 1992, S. 239

► Die Zerstörung von Wohnung und Geschäft 1944 (1994)

Es war ein Mittwoch nachmittag vor genau fünfzig Jahren, damals war ich sieben Jahre alt. Unser Geschäft – Buchhandel, Schreibwaren und Bürodbedarf – war an diesem Nachmittag geschlossen. Meine Mutter mußte das Geschäft in Recklinghausen allein führen, denn mein Vater war noch im Krieg. Dieses Schicksal teilte sie mit vielen Frauen zur damaligen Zeit. Die Sirenen heulten auf, es gab Fliegeralarm. Ich raste mit meiner Mutter in den Bunker am Bahnhof, der heute die Kunsthalle beherbergt.

Eigentlich gingen wir bei Fliegeralarm immer in den Keller des Petrushauses gleich neben unserem Haus auf dem Kirch-

platz. Glücklicherweise hatten wir uns an diesem Tag anders entschieden. Nach etwa drei Stunden konnten wir den Bunker wieder verlassen. Schon auf dem Heimweg erzählten uns Nachbarn, daß Bomben auf unser Haus gefallen wären und der ganze Kirchplatz zerstört sei. Als wir uns über den Schulhof der Friedhofschule näherten, meinte meine Mutter schon erleichtert: „Da kann man mal sehen, was die Leute so einfach erzählen, die Petruskirche steht doch noch! Man kann den Turm sehen.“ Mutter hatte sich im Schatten von St. Peter immer recht sicher gefühlt und gemeint, da würde uns nie etwas passieren. Doch kaum hatten wir den Schulhof überquert, sahen wir unser Haus - es lag in Schutt und Asche. Die Kirche war auch zerstört. Nur der Turm stand noch. Ich sehe dieses grauenvolle Bild noch heute exakt vor mir, und es wird mir immer in Erin-

nerung bleiben. Bei diesem Bombenangriff kam meine Großmutter ums Leben, mein Großvater wurde schwer verletzt. Durch die Bombenexplosion wurde das Vorderhaus durch das Hinterhaus, bis zum damals noch stehenden „Schipperstift“ geschleudert. Was von unserem Geschäft und der Wohnung, noch zu gebrauchen war, nahmen uns die Plünderer noch in der selben Nacht.

Ursula Geisler, geb. Vethacke, Recklinghausen

In diesem Haus im Schatten von St. Peter in Recklinghausen betrieben die Eltern von Ursula Vethacke ihr Geschäft.

Am 13. September 1944 wurde das Gebäude bei dem Bombenangriff zerstört, dem auch das Gotteshaus zum Opfer fiel.



► Todesurkunden und eine Brückensprengung (1995)

Damals war ich 19 Jahre alt und beim Standesamt Recklinghausen im Rathaus beschäftigt. Jeden Abend mußten wir unsere Schreibmaschinen in einen eigens vorgesehenen Raum in den Keller tragen und morgens wieder heraufholen. Als das Nordviertel in Schutt und Asche bombardiert wurde, mußten alle Toten beurkundet werden, ehe sie beigesetzt werden konnten. Wir saßen oft bei Fliegeralarm im Büro, um den Angehörigen die benötigten Unterlagen aushändigen zu können. Manchmal wackelten und splitterten schon die Fensterscheiben, ehe wir unseren Arbeitsplatz verließen, um im Ratskeller Schutz zu suchen.

In den letzten Kriegstagen wurden die polnischen und russischen Kriegsgefangenen hin und her beordert, weil die Front ja immer näher rückte. Als an einem Alarmtag diese ausgehungerten Menschen ebenfalls versuchten, im Eingang des Kellers Schutz zu suchen, wurden sie von den Posten daran gehindert. Nach der Entwarnung, als wir den Keller verlassen konnten, lagen in der Anlage hinter dem Rathaus viele Tote, Schwer- und Leichtverwundete, die von Tieffliegern bombardiert worden waren. Dieser Anblick war für mich so erschütternd, daß ich von der Zeit an öfter den Luftschutzkeller aufsuchte.

Wir waren ja jung, wir brauchten nachts unseren Schlaf, um morgens arbeiten gehen zu können. Ich betone „gehen“. Ich wohnte in König-Ludwig und mußte morgens immer eine halbe Stunde laufen bis zur Haltestelle Bochumer Straße/ Ecke König-Ludwig-Straße. Oft war die Straßenbahn so voll, daß sie an dieser Haltestelle einfach vorbeifuhr und uns nicht anderes übrig blieb, als zur Stadt zu laufen. Unser Schuhwerk bestand aus Leinenschuhen mit Holzsohlen.

In der Karwoche vor Ostern erhielten wir ein Rundschreiben, daß wir unserem Dienst nicht fernbleiben dürften, da sich sonst Konsequenzen ergeben könnten. Ich wollte meinen Job behalten und war morgens mit einem uralten, geliehenen Fahrrad unterwegs, als mich in Höhe der Kraftstation ein deutscher Soldat fragte, wo ich denn hin wollte. „Zum Dienst, zum Rathaus“, war meine Antwort.

„Mädchen, geh zurück, so schnell wie möglich“, antwortete der Soldat, „die Brücke geht gleich in die Luft, die Sprengkörper sind schon angebracht.“ Man wollte dem ankommenden Feind ja die Wege versperren.

Erika Lutterbeck, RZ 1./2. April 1995

► H J – Volkssturm – Werwolf? (1996)¹

Am 23.3. 1945, fünf Tage nach dem schweren Bombenangriff auf das Nordviertel, bekam ich den Gestellungsbefehl zum Volkssturm. In Recklinghausen hatte das Hitlerreich noch genau vier Tage bis zu seinem Zusammenbruch. Sollte ich mit diesem letzten Aufgebot den Feind aufhalten und möglicherweise das Kriegsende nicht mehr erleben? Ich zog es daraufhin vor, mich

bis zum Einmarsch der Amerikaner zu verstecken. Der gleichaltrige Nachbarsjunge, der mit mir zusammen den Gestellungsbefehl erhielt, kam im Raum Jena bei einem Panzerangriff der Roten Armee ums Leben.

In der Nacht zum 1. April lag die Innenstadt Recklinghausens unter Artilleriebeschuss der Amerikaner. Wir hatten Angst: Hoffentlich würde es nicht noch zu schweren Kämpfen

kommen. Im Garten unseres Hauses, das in unmittelbarer Nähe des Polizeipräsidiums lag, wurde ein Obstbaum zerstört und am Polizeipräsidium selbst eine Dachgaube getroffen. Einige Einschläge am Haus sind heute noch zu sehen. Gegen Mittag ging ich aus dem Haus und hörte, dass die Amerikaner schon auf der Hertener Straße seien. Der Feind war einmarschiert! Das wollte ich sehen! Auf Höhe der heutigen Maristenschule sah ich sie heranrücken. In der Mitte der Straße fuhren die Panzer, links und rechts davon marschierten die Soldaten. Aus den Fenstern einiger Häuser wehten weiße Fahnen. Auf der Straße standen nur Frauen und Kinder. Die Soldaten schienen erleichtert darüber, nicht mehr kämpfen zu müssen. Ich ging mit ihnen zum Steintor und wurde dort von einem US-Soldaten aus einem Jeep gefragt, wo denn das Polizeipräsidium sei. Ich stieg in sein Fahrzeug und fuhr mit ihm zum Präsidium. Wir gingen durch das geräumte, von seinen vorherigen Machthabern eilig verlassene Gebäude. Im Laufe des Nachmittags wurde es von den US-Soldaten besetzt. Der Hof stand voller Militärfahrzeuge. Unser Haus wurde von der kämpfenden Truppe besetzt, und wir fanden auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Westerholter Wegs Aufnahme.

Ich war noch ein Junge, gerade 15 Jahre alt und im Geiste der Hitlerjugend erzogen. Noch wollte ich diese fremde Besatzungsmacht nicht akzeptieren und entschloss mich zu einem „Kleinkrieg“ gegen die Besatzer. Ich schlich mich in ein vom CIC² (Geheimdienst) besetztes Gebäude an der Limperstraße, stahl dort Care-Pakete; im Amtsgericht zerschnitt ich im Gerichtssaal die US-Fahne, klaute ein US-Gewehr und wieder einige Care-Pakete.

Nach zwei Wochen räumten die Soldaten unser Haus. Zum Dank für zerstörtes Geschirr ließen sie Care-Pakete, Schokolade, Zeitungen und auch US-Formulare liegen. Mit einem solchen Formular versuchte ich, Lebensmittel zu ergattern und wurde dabei erwischt. Man verdächtigte mich, ein „Werwolf“ zu sein. Die Nazis beschlossen in der Endphase ihrer Herrschaft, eine Partisanenbewegung ins Leben zu rufen, den „Werwolf“.³ [...] Dazu kam, daß an unserer Gartenmauer ein Werwolfzeichen gemalt war. Unsere Wohnung wurde durchsucht und ich wurde zum Entsetzen der Familie verhaftet. Die Haft war schrecklich. Zum Trost gab es eine vorzügliche Verpflegung. Es war langweilig. Die wenigen verfügbaren Bücher las ich mehrere Male. Ich wurde verhört. Der Offizier fragte mich, warum ich Lebensmittel stehlen wollte, ob ich dem „Werwolf“ angehöre, wo sich noch Agenten aufhalten. Wenn ich nicht die Wahrheit sage, werde ich erschossen. Ich antwortete, dass ich nichts mit dem „Werwolf“ zu tun habe und sagte trotzig, wenn er mich erschiessen wolle, solle er das ruhig tun. Glücklicherweise kam der Gefängnisbesorger zum Verhör und gab an, daß er mich kenne, und ich die Wahrheit sage. [...]

Herbert Kochem

- 1 Pohl, Jürgen (Hg.): Alltag zwischen Befreiung und Neubeginn. Recklinghausen 1945 – 1948. Recklinghausen 1996, S. 32f
- 2 Counter Intelligence Corps, militärischer US-Geheimdienst
- 3 Insgesamt stellte sich die „Werwolf“-Aktion als letzter der vielen Propagandacoups heraus. Spektakulär und bedrohlich war allerdings die Ermordung von Franz Oppenhoff, des ersten, von den Alliierten eingesetzten deutschen Oberbürgermeisters in Aachen am 25. März 1945.

► Sie hießen Jean, Nikolai und Maria¹

Auf unserem Hof an der Halterner Straße arbeitete ein französischer Kriegsgefangener namens Jean Sautier. Er kam aus Lyon und war Großhandelskaufmann. Man arbeitete zusammen und aß auch zusammen am Tisch. Wenn jemand kam, so rannte er schnell weg, denn gemeinsame Mahlzeiten waren ja verboten.

Untergebracht war er in der Wirtschaft Korte (Sinsen) mit etwa 30-40 anderen Franzosen. Fast überall in der Bauernschaft waren Franzosen im Einsatz. Aus Frankreich bekam Jean die Nachricht, dass er gebraucht wurde. Aber seinem Ersuchen wurde in Deutschland nicht stattgegeben. Jean meinte zu meinem Vater: „Bernhard, wenn ich morgens mal nicht mehr komme, dann mach dir keine Sorgen.“ Tatsächlich fanden wir eines Morgens sein Fahrrad am Ende einer Kuhweide angelehnt am Zaun und Jean war mit dem Zug abgehauen. Ein paar Tage saß er noch im Bremshäuschen des Zuges hier in Recklinghausen, bis er dann endlich abfuhr. Bis Belgien – Lüttich ist er gekommen, dann haben ihn die Deutschen wieder geschnappt. 14 Tage war er in einem Straflager in Recklinghausen-Süd² und musste am Saalbaustollen arbeiten. Vater brachte ihm ab und zu Brote, ob-

wohl das verboten war, und es ergab sich immer ein Gespräch. Jean schrieb noch mindestens bis Mitte der 60er Jahre jährlich Briefe aus Frankreich. Dann riss der Kontakt ab.

1942/43 kamen zu uns auf den Hof ein Student aus der Ukraine, er hieß Nikolai, und Maria, eine Russin, die etwa 40 Jahre alt war. Sie blieben bis zum Kriegsende bei uns. Sie schliefen auch in unserem Haus und hatten dort ihre Zimmer. Mein Vater bekam die Auflage, Stacheldraht vor die Fenster zu binden, damit sie nicht flüchten konnten. Aber er hat es nicht getan. Die Fremdarbeiter auf den Höfen besuchten sich auch gegenseitig.

Die Bauern mussten sich damals melden, wenn sie Arbeitskräfte brauchten. Mein Vater war nicht im Krieg und hatte zusätzlich noch den Hof von Josef Schoppmann mit etwa 30 bis 40 Morgen zu betreuen, und er war regelmäßig als Flakhelfer hinter der Mollbeck eingesetzt, so dass er Hilfe gut gebrauchen konnte.

Ich erinnere mich, dass kurz nach der Befreiung Polen unseren Hof plündern wollten. Mein Onkel hatte schon das Beil zur Verteidigung in der Hand, mein Vater einen Knüppel. Aber gegen die Polen hätten sie sicher keine Chance gehabt. Da kamen

Nikolai und Maria glücklicherweise vom Runkelhacken zurück. Es mag halb zwölf gewesen sein. Maria sagte zu den Polen: „Hier nix machen. Chef immer gut.“ Und die Polen verschwanden tatsächlich ohne uns zu belästigen.

Beide haben geweint, als sie nach der Befreiung zurückkehren mussten. Vielleicht haben sie geahnt, was sie in Russland erwarten konnte. Es gab Bauern, die die Fremdarbeiter misshandelten, z.B. mit der Mistgabel schlugen. Die wurden auch später nach der Befreiung überfallen. Das war kein Zufall.

Wilhelm Brathe im Gespräch mit Jürgen Pohl und Anne Averdung, 1998

- 1 Pohl, Jürgen: Unbekannt. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Recklinghausen im Zweiten Weltkrieg. Recklinghausen 2001, S. 37f
- 2 Gemeint ist das Arbeitserziehungslager „Schützenhof“ an der Waldstraße in Grullbad.

Erinnerungen von Zeitzeugen (1989)¹

► 10. März 1942 – Die Eltern tot unter den Trümmern

Am ersten Tag des Krieges hatte unsere Heimatstadt Fliegeralarm. Die Sirenen heulten auf und jeder hatte Angst vor dem Tode. Angestrengt lauschten Tausende auf ein Fliegergeräusch, aber es war Gott sei Dank nichts zu hören. Damals noch nicht, aber am 10. März 1942 hörte man Fliegergeräusch. Die Flak schoss wütend nach dem feindlichen Flieger. Durch den Lärm aufgeschreckt, gingen viele Bewohner des Hauses Kunibertstraße 31 in den Keller. Es war gegen 23 Uhr. Die Flak schoss nicht mehr, und das Fliegergeräusch verebbte. Alle atmeten auf. Doch das war erst der Anfang.

Dieser 10. März war ein regnerisch-trüber Tag. Es war für mich ein Tag wie andere. Jedenfalls bis zur Nacht. Dann wurde dieser Tag für mich unvergesslich und für viele andere auch.

Frohgemut kehrte ich mittags von der Friedhofsschule nach Hause zurück. Das Mittagessen stand schon fertig auf dem Tisch. Ich aß, machte meine Schulsachen, und da ich Langeweile hatte, versuchte ich durch Lesen diese Langeweile zu verscheuchen.

Als ich in der Bücherkiste nachkramte, fand ich kein vernünftiges Buch, das ich lesen konnte. Wohl hätte ich im Grammatikbuch studieren können, aber dafür hatte ich keine Lust. Zum Ärger der Lehrer. Wenn man kein passendes Buch zum Lesen hat, dann muß man sich eben eines kaufen. Aber dafür benötigt man leider Geld. Und meine Geldquellen als 12-jähriger Schüler waren nicht gerade ersprießlich. Ich wollte für ein Fahrrad sparen, und so wanderte jeder Groschen in die Sparsbüchse.

Ich mußte zu meinem Vater gehen. An diesem Tage, vielleicht war das trübe Wetter schuld, war er keineswegs freigebig. Nach langem Betteln, wie man dies als Kind meisterhaft beherrscht, gelang es mir doch, für meinen Lesehunger 20 Reichspfennig zu bekommen. Schnell eilte ich auf die andere Seite zur Buchhand-



Blick auf die zerstörten Kammerlichtspiele, Kunibertstr. 31 (Foto: Schulte-Beising)

lung Streubel, und suchte mir dort ein Buch für 20 Reichspfennig aus. Es war kein Buch, sondern ein Kriegsheft. Die damalige Regierung gab für die Jugend eine Kriegsheftenserie heraus. Ich weiß noch, wie das Heftchen hieß: „Bomben auf Coventry“.

Dieses las ich bis zum Abend. Meine Mutter mußte mich ermahnen, daß ich endlich ins Bett gehen sollte. Doch ich sagte: „Nur noch eine Seite.“ Es waren noch zwei. Dann ging ich ins Bett. Nachdem ich mein kindliches Abendgebet verrichtet hatte, schlief ich friedlich ein.

1 „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen ...“ Recklinghausen im Zweiten Weltkrieg. Erlebte Geschichte, hg. von der Volkshochschule. Recklinghausen 1989 (Die Texte wurden z.T. übernommen aus dem Hochlarmarker Lesebuch 1981 und aus: Jahre, die wir nicht vergessen. IGBE Bez. Ruhr-Nord, Recklinghausen o. J.)

Im Halbschlaf hörte ich die Sirene. Aber da meine Mutter nicht kam, schlief ich weiter. Plötzlich jedoch weckte mich meine Mutter. Ich sollte mich sofort anziehen und dann in den Luftschutzkeller kommen. Ich tat es nicht gerne, aber ich tat es. Mein Anziehen beschleunigte sich, als ich die Flak schießen und bald auch das Fliegergeräusch hörte. Dann war ich endlich fertig und ging in den Luftschutzkeller. Ich vergaß nicht, mein Kriegsheft mitzunehmen und dies sollte mein Leben retten.

Nun saß ich murrend im Luftschutzkeller. Mit den Bewohnern des Hauses. Es war kalt im Keller, und als der Lärm draußen nachließ, versuchte ich nach oben zu gelangen. Aber ein erneutes Anschwellen des Fliegerlärms gebot allen, schnell den Luftschutzkeller aufzusuchen.

Als ich zum Luftschutzkeller ging, standen am Eingang meine Eltern im Gespräch mit Bekannten. Meine Mutter sah mich an. Ich sagte zu ihr, daß ich eben zu meinem Spielgefährten gehen wollte. Dabei zeigte ich das Heft vor. „Ich will es gegen ein anderes eintauschen“. Meine Mutter sagte: „Dann gehe“ und sie gab mir noch ein Stückchen Schokolade. Ich dankte ihr dafür, ging 10 Schritte weiter und setzte mich zu meinem Freund. Ihm gab ich ein Stückchen Schokolade mit, und dann besprachen wir, was er mir für ein Kriegsheft geben wollte.

Das Gespräch wurde dadurch abgebrochen, daß eine Erschütterung, Beben, Krachen und Splittern einsetzte. Für eine längere Zeit war ich bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, hörte ich neben mir verzweifelndes Schreien und Weinen. Dicken Kalkstaub atmete ich ein. Neben mir leuchtete eine Taschenlampe. Ich sah, wie dieses Licht in der Ferne den Ausgang suchen wollte. Aber es gab keinen Ausweg mehr. Mit mir waren ungefähr zehn Personen verschüttet. Wir stolperten über dicke Steinbrocken, suchend nach einem Ausgang. Langsam verzogen sich die Kalkstaubwolken und die Taschenlampe schien verzweifelnd nach einer Lücke. Ich eilte zu meinen Eltern. Aber dicke, unübersteigbare Schutthaufen verwehrten mir den Zugang. Ich ahnte, daß ich vor wenigen Augenblicken zum letzten Male meine Eltern gesehen hatte. Weinend setzte ich mich hin. Lange saß ich dort. Die Zeit verrann. Immer noch waren wir eingeschlossen, und um uns war es still, einsam und still.

Als ich die Notausgangsluftschutz Klappe aufmachte, sah ich, hinaus in die schwarze Nacht. Aber auch hier war der Ausgang versperrt. Wir, das heißt Frauen und Kinder konnten uns keinen Ausweg schaffen. Wohl versuchten wir es, doch vergeblich. So mußten wir auf einen Retter warten. Alle weinten wir, die Taschenlampe war schon lange abgebrannt bis eine Stimme im Dunkel sagte: „Wir wollen beten“. Und wir beteten. Ich habe nicht die vielen „Vater unser... und Gegrüßet seist Du Maria...“ gezählt, als ich auf dem Kellerboden einen kleinen roten Schein sah. Und dieser Schein wurde immer größer, und bald wußten wir, daß es über uns brannte. Dies machte die Sache für uns noch hoffnungsloser, und das verzweifelnde Beten wurde immer dringlicher. Nach einer langen Zeit hörten wir Stimmen. Man hatte uns in dieser Welt nicht vergessen. Wir machten uns bemerkbar. Das Rettungswerk setzte ein. Die Feuerwehr bekämpfte

den Brand. Hundert Liter Wasser fanden den Weg in den Luftschutzkeller. Bald standen wir im Wasser. Es stieg immer weiter. Immer weiter ging auch das Rettungswerk. Durch dicke Mauern bahnten sich die Rettungsmänner einen Weg zu uns. Das Feuer erlosch, als ein Mann den letzten Steinbrocken zur Seite stemmte und ein großes Loch aus der Wand löste. Wir waren gerettet. Ungefähr vier Stunden mußten wir auf unsere Rettung warten.

Einer nach dem anderen ging durch das Loch. Wir mußten viel steigen und klettern, aber wir schafften es. Dann standen wir auf den haushohen Trümmern. Es dauerte noch kurze Zeit, als wir über die trümmerübersäte Straße weggeführt wurden. Gespenstisch beleuchtete ein großer Scheinwerfer die Trümmerstätte. Am Straßenrande stand eine vielköpfige Menschenmenge. Es war im März 1942 noch eine Sensation.

Durch viele Straßen der Innenstadt wurden wir zu einer Notunterkunft geleitet. Obwohl es recht kühl war, und ich nur einen Schlafanzug, einen Mantel, der völlig vom Kalk weiß war, und zerschlissene und nasse Pantoffel anhatte, fror ich nicht. Das Gefühl, gerettet zu sein, und die unstillbare Neugierde, wo meine Eltern seien, ließen mich nicht frieren.

Dort in der Notunterkunft herrschte reger Betrieb. Es waren mehr Bomben gefallen und mehr Häuser zerstört worden. So saß ich da mit der stillen Hoffnung, daß ich meine Eltern wiedersehen würde. Ich fragte herum, wo meine Eltern wären, aber keiner wußte es. Freudig war ich, als plötzlich mein Onkel in die Notunterkunft kam, und wie froh war er auch, mich dort vorzufinden. Seine und meine erste Frage lauteten: „Wo sind die Eltern?“ Doch er wußte es nicht. Ich fing an zu weinen. Er



Grab von Josef Kochem, Nordfriedhof (Foto: G. Möllers)

tröstete mich.

Nach vier Tagen Hoffen und Bangen bekamen wir, meine Pflegeeltern, meine Schwester, die bei meinen Pflegeeltern war und Gott sei Dank nicht diese unglückliche Nacht miterlebt hat, und ich Nachricht, daß man die Eltern unter den Trümmern gefunden hat. Sie waren tot. Seit dieser Zeit sind 42 Jahre vergangen. 42 Jahre haben viel Gras über dem Elterngrab wachsen lassen, aber immer denke ich, wie alle meine Verwandten, an diese Nacht.

Es war nicht die einzige Todesnacht. Vorher und nachher geschah dieses alles, was am 10.3.1942 in Recklinghausen passiert war, überall. Wir Menschen vergessen dieses leicht, aber wir sollten es nicht vergessen. Besonders in diesen Tagen, zwischen Krieg und Frieden. Damit wir alle uns wieder daran erinnern, was hinter uns liegt, damit wir nicht allzuleicht mit einem Krieg sympathisieren, deshalb schrieb ich diese Geschichte. Für mich ist diese Geschichte keine Sensationsgeschichte, sondern ein trauriger Erlebnisbericht.

Und noch einen Grund habe ich: Die Schranken zwischen unseren Feinden von gestern müssen für immer fallen. Ich glaube, daß meine Schwester dafür ein Beispiel gebracht hat. Denn obwohl englische Bomben unser Eigentum zerstörten und, was noch schlimmer ist, unsere Eltern töteten, hat sie doch ohne Bedenken mit einem Engländer den Bund des Lebens geschlossen. Sie weiß, daß er, ihr Mann, keine Schuld daran trägt, daß unsere Eltern umgekommen sind. Ihre Meinung ist, daß Gott uns diesen schicksalsvollen Schlag gesandt hat, um uns zu prüfen. Seit dem 10.03.1942 sind wir unseren Weg gegangen, mit vollem Schmerz, aber mit einem freudigen Herzen, der uns in eine heute friedliche Zukunft führen soll, und hoffentlich auch führen wird.

Herbert Kochem, Kunibertstr. 31



► Todesnachricht im Lager der Kinderlandverschickung

„Als ab 1940 im Ruhrgebiet die Bombenangriffe der Alliierten zunahmen, hat die NSDAP versucht, die Schulkinder aus den gefährdeten Zonen zu evakuieren. Zunächst geschah dies noch auf freiwilliger Basis. Wir wurden in der Schule gefragt, wer in ein Lager der Kinderlandverschickung nach Bayern möchte. Nach Rücksprache mit den Eltern meldeten sich in den nächsten Tagen vier Jungen aus unserer Klasse 4. Ende September 1940 ging es dann los. Am Hauptbahnhof in Recklinghausen warteten noch einige Jungen aus den Stadtteilen Recklinghausen-Süd und Suderwich. Dabei war auch ein Lehrer der Feldschule, der uns als Reisebegleiter zugeteilt war und uns später im Lager unterrichtete.

Mit gemischten Gefühlen bestiegen wir den Sonderzug, denn wir wußten ja nicht, was uns erwartete. Der Abschied am Bahnhof war kurz und schmerzlos, da der Zug keinen langen Aufenthalt hatte.

Das Ziel unserer Fahrt war Bayrischzell. Von hier aus ging

es per LKW weiter zur Bäckeralm. Wir wurden in der ehemaligen deutsch-österreichischen Grenzstation untergebracht. Die kleinen Zollhäuser waren von nun an unsere Schule, wo wir vormittags unterrichtet wurden. Der Nachmittag war für Spiel und Sport oder für Bergtouren frei. Zu ihrer Unterstützung bekamen die Lehrpersonen noch einen Lagermannschaftsführer und einen Unterführer zugeteilt. Diese nahmen morgens und abends den Flaggenappell ab und führten bei Spiel und Sport die Aufsicht. Außerdem führten sie noch Stubenappelle durch und machten sich bei uns völlig unbeliebt, wenn sie unsere Betten und Schränke durchwühlten.

Nach sechs Monaten, im April 1941, ging es wieder zurück ins Ruhrgebiet. Wenn ich heute darüber nachdenke, nehme ich an, daß diese Verschickung nur eine Generalprobe für den Ernstfall war, der im nächsten und in den folgenden Jahren tatsächlich stattfand. Es gingen dann Kinderlandverschickungstransporte sogar bis nach Ungarn und in die Tschechoslowakei. Die Kinder wurden später auch zum Teil zwangsverschickt.

Nach kurzem Aufenthalt zu Hause mit viel Fliegeralarm, habe ich mich dann ein zweites Mal für die Kinderlandverschickung gemeldet. In der Heimat gefiel es mir nicht mehr. Morgens ging man unausgeschlafen zur Schule, mittags gab es Kaps ohne Fett, abends um sechs Uhr ins Bett, den Arsch noch nicht warm und schon wieder Fliegeralarm. Am nächsten Morgen ging dasselbe wieder von vorne los. Ich war froh, als ich die Reise wieder antreten konnte.

Diesmal ging's nach Türkenfeld im Raume Fürstenfeldbruck. Hier in der Abgeschiedenheit der Bergwelt - es gab nur die Wallfahrtskirche, drei große Bauernhöfe und eine Gaststätte - sollte nun bis 1944 unser Zuhause sein. Die Atmosphäre in diesem Lager war viel familiärer als in den anderen Lagern, und wir haben uns schnell eingewöhnt. Appelle und Flaggenhissungen war hier nicht an der Tagesordnung, da unser Lehrer nicht viel vom Nationalsozialismus hielt. Er hat sich auch immer dagegen gewehrt, daß uns ein Lagermannschaftsführer aus München zugeteilt wurde.

Wir Jungen waren in der Sommerzeit viel im Ernteeinsatz bei den Bergbauern. Da wurde Heu gewendet und eingefahren, Kartoffeln wurden ausgebuddelt und sogar Kühe gemolken und gehütet.

Im Spätherbst kehrten dann auch die letzten Jungen von den Bauern zurück. Danach wurde im Lager gebastelt. So hatten wir Weihnachten 1942 für über 1000 Mark Autos, Pferde und Wagen, Stecken- und Schaukelpferde sowie Puppenwiegen aus Holz gebastelt und dem Roten Kreuz übergeben.

Es gab aber auch sehr dunkle Tage im Lagerleben, meist wenn Post aus der Heimat kam. Da hieß es sehr oft: „Wir sind zu Hause ausgebombt.“ Eines Tages mußte unser Lehrer einem Jungen aus Gladbeck sagen, daß seine Eltern beide bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen waren. Andere bekamen Bescheid, daß ihr Vater gefallen sei. Wir haben diese Kameraden dann in unsere Mitte genommen und versucht, so gut es ging, sie zu trösten.

August 1945 bin ich dann auf Güterzügen zurück ins Ruhrgebiet gekommen. Von meinen Kameraden habe ich bis zum heutigen Tag nichts mehr gehört.“

Bergmann, geboren 1930

► Tod nach der Heimkehr

Für meine Angehörigen und mich war der zweite Weltkrieg sehr bitter, denn unser Haus im nördlichen Teil von Hochlar-mark hat einen Volltreffer bekommen. Dieses Haus hatte mein Großvater 1891 gebaut. Er war aus Westpreußen gekommen, hatte dort sein Erbteil ausgezahlt bekommen und hier dann im Bergbau gearbeitet.

Am 12. August 1943 wurde des Morgens um viertel vor neun Fliegeralarm gegeben. Das war in diesen Wochen und Monaten fast täglich geschehen, und immer hatte es nur kurze Zeit gedauert, bis die Entwarnung geblasen wurde.

Ich war damals bei der Polizei in Recklinghausen beschäftigt und bediente dort einen 800-Watt-Sender. Am 12. August 1943 war ich gegen halb neun vom Nachtdienst nach Hause gekommen, hatten meine Kittelschürze angezogen und wollte meinen Sohn, der zu der Zeit elf Monate alt war, baden. Als ich ihn gerade bis aufs Hemd ausgezogen hatte, gab es Alarm. Weil ich dachte, es würde bis zur Entwarnung wie üblich nur kurze Zeit dauern habe ich den Jungen nur in eine Decke eingeschlagen und in den Kinderwagen gelegt. In diesem Moment rief noch mein Vater, ich solle doch endlich in den Keller kommen. Kaum waren wir unten, ging es rund. Man hörte die Flugzeuge und die Einschläge der Bomben. Eine Bombe fiel in unseren Garten, die nächste traf das Haus.

Wir standen mit drei Frauen unten im Keller, dazu kamen das Kind im Wagen und mein Vater. Als es ruhig wurde, sahen wir rechts von uns Licht schimmern, durch eine Kellertür, die abgeschlossen war. Wir Frauen haben uns solange gegen diese Tür geworfen, bis sie aufsprang.

Hinter der Tür war ein kleines Kellerfenster. Ich wurde von den anderen durch dieses Fenster ins Freie gedrückt.

Die Nachbarn hatten noch gar nicht registriert, daß unser Haus getroffen war, sie saßen noch alle-samt in ihren Kellerräu-men. Ich habe rechts und links aus den Häusern die Männer geholt und zu unserem Keller mit-genommen. Als wir ankamen, hat man mir zuerst meinen Jungen durch das kleine Fenster gereicht, danach kletterten mit Hilfe der Nachbarn die beiden Frauen und mein Vater heraus. Mein Vater mußte ins Krankenhaus gebracht werden, er hatte einige Brustwirbel gebrochen.

Die Mieterin, die wir in unserem Haus wohnen hatten, war beim Alarm mit ihren drei Kindern in den nahen Luftschutzkeller gelaufen; ihr Mann war draußen geblieben. Nach dem Angriff rührte sich im Luftschutzkeller nichts mehr. Nach kurzer Zeit traf der Rettungstrupp der Zeche ein, er konnte nur noch drei Tote aus den Trümmern bergen. Nur die kleine, fünfjährige Tochter der Familie hatte überlebt, Eltern und Geschwister waren umgekommen.

Das Tragische an dieser Geschichte: Die Frau war längere Zeit evakuiert gewesen und hatte so furchtbares Heimweh gehabt, daß ihr Mann sie zurückgeholt hatte. Sie war kaum acht Tage zu Hause, da war sie tot.

Hausfrau, geboren 1922

► „Landjahr“ und „Dienstverpflichtet“

Aus der Schule gekommen bin ich 1938, und mein Ziel war es, eine Lehrstelle zu bekommen. Jetzt gab es unter den Nazis eine Einrichtung für Mädchen, die sich „Landjahr“ nannte. Wer eine Lehrstelle kriegen wollte, mußte vorher dieses Landjahr hinter sich gebracht haben. Also hab ich das auf mich genommen.

Und das hieß: schwere Arbeit – im Haushalt, im Garten, auf dem Feld. Nur die Kühe habe ich nicht gemolken, denn eine Kuh war so widerspenstig, daß sie nur die Hausfrau an sich ran ließ. Ich habe sieben Tage die Woche geschuftet, frei habe ich nicht bekommen, selbst im Dorf bin ich kaum mal gewesen. Und der Lohn? Frei essen frei schlafen und fünf Mark im Monat.

1939 bin ich zurück nach Recklinghausen gekommen, und meine Mutter hatte in einem Friseurgeschäft schon eine Lehr-stelle für mich besorgt. Aber als ich 1942 die Lehre zu Ende hatte,



Luftschutzkeller der Familie Klee-graf, Karlstr. 30 (Hochlar-mark im 20. Jahrhundert, S. 71)



Die Grabkreuze der Familie stehen auf dem Friedhof in Stuckenbusch.

wurde ich sofort kriegsdienstverpflichtet. Das lief so: Sonntags hatten wir Prüfung, am Samstag davor hatte ich zum Arbeitsamt gemusst, und am Montag musste ich bei der Buna in Hülse anfangen. Buna ist ein Gummiersatz, aus dem damals Reifen für Kriegsfahrzeuge fabriziert wurden.

Auf dem Arbeitsamt hatte es einfach geheißen: Ab zur Buna, kriegsnotwendige Produktion! Um sieben Uhr morgens haben wir angefangen, zwölf Stunden Arbeit, auch sonntags. Dafür bekamen wir alle drei Wochen vier Tage frei. Zuerst war ich am Stickstoffapparat beschäftigt, hinterher habe ich als eine der ersten Frauen überhaupt am Wasserstoffapparat die Maschine gefahren. Nach einem Jahr auf der Buna bin ich entpflichtet worden, um zu Hause zu helfen. Mein Vater hatte einen Schlag-



Mobilisierung der Frauen im Krieg

anfall bekommen. Nach seinem Tode wurde ich aber sofort zum Arbeitsamt zitiert und wieder dienstverpflichtet. Es wurde mir freigestellt: Entweder zur Vestischen Straßenbahn oder zur Eisenbahnwerkstätte Recklinghausen-Ost. Ich hatte eine Cousine auf der Eisenbahnwerkstätte; deshalb bin ich dorthin gegangen.

Die Eisenbahnwerkstätte war zu der Zeit eine schwere Nazi-bude. Überall, wo man hinkam, hieß es: „Heil Hitler!“ Es gab dort Leute, die noch 1945, kurz vor Kriegsende glaubten: „Der Führer setzt noch die Wunderwaffe ein, den Krieg gewinnen wir noch!“

Aber ich hatte auch einen Arbeitskollegen aus Dortmund, der regelmäßig „Feindsender“ hörte. Er hat mir jeden Morgen

erzählt, wie die Kriegslage wirklich war. Die Nazis im Betrieb durften davon nichts mitbekommen, sonst hätten sie diesen Mann wohl noch angezeigt. In den letzten Kriegstagen kreisten andauernd Jagdbomber über uns. Sobald die einen Zug mit Tanks sahen, haben sie sich draufgestürzt. Wir Eisenbahner durften erst in den Luftschutzkeller, wenn Werksalarm gegeben wurde. Und Werksalarm kam erst ein gutes Stück nach dem Alarm in der Stadt, sozusagen auf die letzte Sekunde. Da mußte man die Füße in die Hand nehmen, um heil im Bunker anzukommen. Bei einem ganz plötzlichen Angriff haben einige Leute das nicht mehr geschafft, sie mußten sich unter die Eisenbahnwagons werfen und lang hinlegen.

Was so die Nazis waren - die wollten noch kurz vor Kriegsende aus dem Ruhrgebiet abhauen und außerhalb weiterkämpfen. Sie haben hier noch einen Zug ausgerüstet und fertig gemacht. Mich wollten sie auch überreden mitzukommen. „Nee“, hab ich gesagt, „ich geh nicht aus Recklinghausen weg. Wenn ich sterb, dann sterb ich in Recklinghausen. Ich bleib hier. Und ihr kommt auch nicht mehr weit.“

Und tatsächlich, sie sind nicht mehr weit gekommen. Engländer und Amerikaner hatten das Ruhrgebiet schon eingekesselt. *Hausfrau, geboren 1923*

► Im Volkssturm 1945 - Querfeldein in das Büschken

Auf General Blumenthal haben wir in den letzten Wochen vor Kriegsende keine Kohlen mehr gefördert. Immer wieder wurde die Zechenbahn von alliierten Bombern kaputtgeschmissen. Dann kam noch der große Angriff auf das Recklinghäuser Nordviertel. Erstaunlich ist eigentlich, daß die beiden Schächte von Blumenthal nichts abbekommen haben, obschon direkt nebenan im Wohnbereich genug Bomben gefallen sind. Überhaupt hat man die Schachanlage geschont, sicher weil man darauf bedacht war, später aus Deutschland Kohle zu bekommen.

Als die Amis anrückten, wollten die Nazis die Belegschaft noch zum Volkssturm in die Senne, die Gegend bei Paderborn, schicken. Ich wurde auch abkommandiert. Aber zu der Stelle, bei der ich mich laut Bescheid melden sollte, bin ich nicht hingegangen. Sicherheitshalber hatte ich allerdings mein Marschgepäck zu Hause bereitgelegt. Und wirklich, der ganze Trupp Volkssturm kommt die Dortmundener Straße entlangmarschiert und macht vor meinem Haus halt.

Ich lag schon auf dem Sprung, bin sofort runter zur Haustür. Dort wurde ich zur Rede gestellt, warum ich nicht zum Abmarschpunkt gekommen sei. Ich: „Ja, nun, die Frau liegt krank.“ Aber das nützte nichts, ich mußte mitmarschieren. Es ging in Richtung Waltrop. Ungefähr einen Kilometer vor dem Schiffshebewerk hatte die Straße ein paar Kurven und Kreuzungen, links lag ein Gebüsch. Und hier begegnete unserem Haufen ein Leutnant. Zu vier, fünf Mann haben wir uns mit ihm unterhalten. Der Rest unseres Volkssturm-Trupps ist weiter marschiert. Wir sind stehengeblieben. Wir waren neugierig, was der zu berichten hatte. Da erzählte dieser Leutnant, daß das Ruhrgebiet schon eingekesselt sei. Er glaubte nicht, daß wir die Senne noch

erreichen würden. Trotzdem marschierten meine Kameraden weiter; nur der Leutnant und ich blieben stehen. Ich fragte ihn noch einiges, er gab gerne Auskunft. Ich glaube, er war von der Front abgehauen.

Inzwischen waren meine Kameraden schon um die nächste Kurve hinter dem Gebüsch. Ich zu dem Leutnant: „Jetzt wird es aber Zeit, daß ich den anderen nachgehe.“ Ich bin langsam losgezogen, bis er in der anderen Richtung um die Kurve war. Ihn konnte ich nicht mehr sehen, die anderen auch nicht. Ich sofort querfeldein, in das Büschken rein, Richtung Haard. In der Haard hatte ich gute Bekannte, die früher einmal meine Nachbarn gewesen waren.

Kurz vor meinem Ziel laufe ich noch zwei SS-Offiziere in die Arme. Unterwegs hatte ich meinen Gestellungsbefehl aus dem Wehrpaß rausgenommen, zerrissen und stückweise wegfliegen lassen. Ich mußte ja damit rechnen, auf Offiziere zu treffen und mit Gestellungsbefehl in der Tasche wäre ich geliefert gewesen. Zwei Tage vorher hatten die Nazis in Hochlar noch Leute erschießen lassen, die sich vom Volkssturm abgesetzt hatten.

Aber die beiden SS-Offiziere hatten es eilig. Ich habe nur gesagt: „Ich komme heute morgen von der Arbeit, hab einen Volltreffer aufs Haus gekriegt. Ich muß irgendwohin und will hier in die Haard zur Verwandtschaft.“ - „Gut“ - Ich konnte weitergehen.

Ich laufe so ein paar Minuten vor mich hin, ganz langsam, Kopf runter und denke immer wieder: „Mein Gott, was hast du für einen Dusel gehabt!“ - Und wie ich so in Gedanken dahergehe, stoß ich fast mit einem Amerikaner zusammen. Der lacht, weil ich den Kopf so hängen lasse. Ich gucke auf, gucke nach links und rechts - amerikanische Geschütze. Für mich war der Krieg zu Ende.

Drei Tage habe ich bei meinen Bekannten gewohnt, dann mußte ich auf einen kleinen amerikanischen Jeep. Sie fuhren mit mir los nach Erkenschwick. Dort wurde ich vor der Post abgeladen. Ein Offizier mit zwei Soldaten kommt raus, unter dem Arm ein paar Photokarten. Er nimmt eine Karte raus, hält sie mir vor: „Das ist Ihr Gesicht!“ Es gab nichts zu deuteln, das war mein Gesicht. Ob ich mich ausweisen könnte, fragt der Offizier. Ich gab ihm meinen Wehrpaß. Er: „Sie sind doch nicht der auf dem Photo.“ Da war ich wahrhaftig mit einem dieser Naziverbrecher verwechselt worden - obwohl ich Widerstand geleistet und im KZ gesessen hatte. „Wollen Sie zurück nach Hause?“ - „Ja“. - Ich wurde mit dem Jeep vor der Haustür abgesetzt.

Und nun war das erste: Zum Pütt runter! Ich komme zur Schachtanlage und werde erstmal gewahr, daß die Schachtanlagen im alten Maschinenhaus gesprengt waren: Am nächsten Tag bin ich wieder runter. Da war der ganze Pütt geplündert, sämtliche Räume leer, bis auf einen, vor dem war eine schwere Eisentür. Dahinter war das Verbandszeug gelagert. Damit waren wir die nächsten Monate gut versorgt und sind nicht in Bedrängnis geraten wie andere Schachtanlagen. Aber sonst war alles geplündert, vom Magazin bis zum Büro.

Von den Angestellten erschienen in den ersten Tagen noch ein Fahrsteiger und ein Steiger. Ihnen gebührt ein großer Verdienst. Sie haben auf dem Pütt organisatorisch alles wieder in

die Wege geleitet. Von der Betriebsleitung war niemand da. Der Betriebsführer war mit einem Teil der Kumpels noch kurz vorher zum Schanzen abkommandiert worden, alle anderen, auch der Grubeninspektor, hatten sich abgesetzt. Sie hatten alle Fahrzeuge, schwer mit Lebensmitteln beladen, mitgenommen und sich aus dem Staube gemacht!

Peu a peu kamen diese Herrschaften einzeln angekleckert; aber wir haben längst nicht alle reingelassen. Wir hatten schon in der ersten April-Hälfte mit amerikanischer Erlaubnis einen Werkschutz gebildet, 40 Mann aus der Belegschaft, überwiegend Genossen, Kommunisten, ein paar Christen, ein paar Sozialdemokraten. Der Werkschutz hat in den ersten Wochen die Angestellten überprüft: Nazis und Schikaneure wurden abgesetzt. Sie mußten im Kesselhaus schaufeln, Trümmer beseitigen, auf jeden Fall körperliche Arbeit leisten.

Aus dem Werkschutz wurde der vorläufige Betriebsrat gebildet. Das ging per Zuruf auf einer Belegschaftsversammlung. Mehr als 200 Kumpels waren ja damals nicht auf der Zeche.[...]

Ernst Südhofer

► **Fremdarbeiter: „Dafür müssen wir uns heute noch schämen“**

Im Krieg bin ich nicht an der Front gewesen. Ich war u. k. gestellt, unabkömmlich, und sollte im Bergbau Fremdarbeiter und Kriegsgefangene anlernen. Was man diesen Leuten angetan hat, ist kaum zu schildern. Dafür müssen wir uns heute noch schämen.

Am ärmsten waren die russischen Kriegsgefangenen dran. Die lebten von Wassersuppe und Maisbrot. Und wenn man ihnen etwas mitbringen wollte, mußte man vorsichtig sein, denn an allen Ecken waren Schnüffler. Ich hab den Russen damals mitgebracht, was ich so erübrigen konnte. Viele Kumpels haben das so gemacht. Aber man mußte die Sachen verstecken. Ich hab das Brot in Scheiben geschnitten und unter der Jacke verteilt. Aufgefallen ist wohl trotzdem was, ich bin jedenfalls manchmal ziemlich schräg angeguckt worden.

Wenn die Russen auf dem Pütt frisch ankamen, wurden sie sofort eingesetzt. Wir waren in unserem Streb nur noch mit drei Deutschen. Wir haben ihnen gezeigt, wie sie mit dem Abbauhammer Kohle machen sollten, und wir haben sie immer wieder auf die Gefahren hingewiesen.

Zuerst kamen die Russen mit Holzpantinen an. Damit kriegten sie aber keinen Halt im steilen Streb; und das war ganz gefährlich. Wir mußten erstmal dafür sorgen, daß die Leute ordentliches Schuhwerk bekamen. Nach vierzehn Tagen waren die meisten von ihnen schon richtige Profis, die haben schnell begriffen - trotz dem Schweinefraß, den sie vorgesetzt kriegten.

Trotzdem passierten ihnen natürlich schwere Unfälle. Die Leute waren ja abgestumpft, müde, schwächlich. Aber daß sie deshalb geschlagen wurden, das hab ich nie verstanden! Denn man konnte doch mit ihnen reden und ihnen die Situation plausibel machen: „Hört mal, wir sind hier mit soundsoviel Mann.

Die Verwaltung verlangt von uns soundsoviel Tonnen. Wenn wir die Tonnen gebracht haben, ist für uns Feierabend. Wenn sie nicht da sind, müssen wir länger arbeiten. Da kommen wir nicht drumrum. Und das Dumme bei euch ist doch: Wer zuerst rauskommt, kriegt noch was von der dicken Suppe mit. Hinterher wird der Wasserkran losgedreht, und das Wasser kommt in die Suppe. Das kriegen die, die zuletzt rauskommen.“

Ich hatte mal einen verletzten Russen. Dem war ein Stück Kohle so vor die Brust geschlagen, daß er Blut spuckte. Da sag ich zum Steiger: „Der muß sofort aus der Grube raus, hat Blut gespuckt.“ - „Ach“, sagt der Steiger: „ich glaub, das hat der sich aus den Zähnen gesaugt.“ - „Ich hab aber gesehen, daß -er -nen Brocken vor die Brust gekriegt hat!“ - Half nichts, der Russe mußte bis Schichtende unten bleiben.

Am nächsten Morgen - die Russen mußten immer eine halbe Stunde eher runterfahren als wir - komm ich runter, sitzt der Russe wieder da, guckt mich an: „Meister, Schein schreiben bitte!“ Aber ein Kumpel durfte das nicht, das konnte nur der Steiger machen. Also haben wir gewartet, denn der Steiger kam immer zum Schluß. Ich sag zu ihm: „Die haben den Russen wieder runtergeschickt, aber der ist krank, der kann nicht arbeiten.“ - „Na gut. Welche Markennummer?“ Der Steiger hat den Schein fertig gemacht, erst dann durfte der Russe ausfahren. Wiedergesehen hab` ich ihn nicht mehr.

Ich habe mich immer gewundert, was die Russen über die Kriegslage wußten. Sie wußten nämlich mehr als wir Deutschen, sie haben wohl heimlich Empfangsgeräte in ihren Lagern und Baracken gehabt. Eines Tages kommt einer zu mir: „Meister, Königsberg kaputt, Krieg bald zuende.“ Und: „Wir werden uns rächen.“ Da konnte ich nur sagen: „Ja, rächt euch mal richtig, holt euch die Bluthunde!“

Bergmann, geboren 1913



► Die letzten Tage eines „Tausendjährigen Reiches“ in Süd

Der zweite Weltkrieg ging dem Ende entgegen. Ein schwerer Bombenangriff hatte am 9. November 1944 viele Gebäude in der Südstadt zerstört. Die Bombenflugzeuge hatten ein leichtes Ziel. Sie flogen über die geraden Häuserzeilen der Hauptstraße und warfen in bestimmten Abständen ihre unheilvolle Ladung ab. In den verbliebenen Wohnungen rückten die Bewohner noch enger zusammen. Wasser und Strom gab es nicht, die Verkehrsbetriebe waren lahmgelegt.

Schon einige Monate vorher mußten mein Eltern ihr Textilgeschäft „Im Namen des Volkes“ aufgeben. Die beschlagnahmten Textilwaren wurden einem benachbarten Textilgeschäft übergeben. Warum uns dieses widerfuhr, konnten wir nur ahnen, bestätigt wurde es uns nach dem Kriege. Keiner unserer Familienangehörigen war Mitglied einer N. S. - Organisation. Das leere Ladenlokal wurde zur Sammelstelle für alte Spinnstoffwaren. In den letzten Kriegstagen häuften sich dort Berge von Parteiformen, von denen sich „Parteigenossen“ vorsichtshalber getrennt hatten. Ausgerechnet bei uns lagerten nun diese verdächtigen

Überreste einer N.S.-Herrschaft. Große Sorge beschlich uns, als der „Feind“ näherrückte.

Die angesammelten Parteiformen verschwinden zu lassen, war genau so gefährlich, wie sie im Haus zu behalten. Wäre der „Feind“ zurückgeschlagen worden, hätten sich bestimmt viele „Parteigenossen“ ihre Uniformen wiedergeholt, sofern nicht einige „Nazis“ schon das Weite gesucht hatten, um ihre Haut zu retten. Andererseits mußte die Besatzungsarmee doch annehmen, daß sich bei uns eine Parteizentrale befand. So oder so, wir hatten Angst um unser Leben.

Während der Schlacht zwischen Herne und Recklinghausen, die fast eine Woche dauerte, hatte sich ein amerikanischer Soldat deutsch-amerikanischer Herkunft als Vorhut in Zivil über die Schleuse im Rhein-Herne-Kanal gehandelt, da die Brücke zerstört war. In einer benachbarten Autowerkstatt wollte er Autos für die Besatzung organisieren. Der Besitzer der Autowerkstatt berichtete dem Deutschamerikaner von unserer großen Befürchtung, daß unser Haus als eine Hochburg der „Nazis“ angesehen würde.

Zu unserer Erleichterung erhielten wir die Bestätigung, daß der Amerikaner sich für uns einsetzen werde. Beim Einmarsch der „feindlichen“ Truppen blieben wir dank dieser Hilfe unbehelligt trotz der braunen Relikte eines „Tausendjährigen Reiches“, die in unserem Hause lagerten.

Am ersten Ostertag war für uns das Ende des Krieges greifbar geworden. Im Fenster beobachtete ich, wie einige versprengte deutsche Soldaten in abgerissenen Uniformen, total erschöpft, nordwärts wanderten. Fast alle Einwohner saßen in Bunkern oder in Kellern. Ich beobachtete voller Spannung die Straße, was wohl geschehen würde. An den Kreuzungen der Hauptstraße waren Panzersperren aufgebaut. Dahinter lagen Panzerfäuste. Die Frauen und die noch verbliebenen älteren Männer waren darin unterwiesen, mit diesen Panzerfäusten herannahende Panzer zu bekämpfen. Auf den Straßen wurde es totenstill. Kein menschliches Wesen weit und breit. Eine unbeschreibliche Spannung lag in der Luft. Es war sozusagen die „Stunde Null“.

Plötzlich bewegte sich aus der naheliegenden Seitenstraße das Kanonenrohr eines Panzers ganz langsam auf die Hauptstraße zu. Der Panzer blieb stehen, die Luke öffnete sich, und ein schwarzer Soldatenkopf spähte umher. Es war der erste Neger, den ich in meinem Leben sah.

Von Erzählungen aus meiner Kindheit mußten sich in meinem Kopf irre Vorstellungen über schwarze Menschen festgesetzt haben. Oder war es die Hetzpropaganda des „Dritten Reiches“, daß der Feind alles niedermetzeln würde, wenn wir den Krieg verlieren? Ich wurde ganz starr vor Entsetzen. Nicht der Anblick des Panzers, sondern das Negergesicht hatte mich total verschreckt. Erst nach einer ganzen Weile konnte ich in panischer Angst zu den anderen Hausbewohnern in den Bunker rennen, um ihnen die Ankunft des „Feindes“ mitzuteilen.

Eine neue Aera begann, wir lebten noch, obwohl doch bis zum letzten Blutstropfen gekämpft werden sollte.

Tutti Iser

Zeitzeugen erinnern sich (1995)¹

► Mit dem Leben abgeschlossen

„... gegen Mittag heulten die Sirenen. Aus dem Radio hörten wir: „Kampf- und Bomberverbände im Anflug auf das Ruhrgebiet.“ Ich schnappte mir die Taschen und Koffer, die immer bereit standen, und lief in den Keller. Wir hatten einen ausgebauten Luftschutzbunker. Einige Familien, die gegenüber auf der anderen Straßenseite wohnten, kamen auch zu uns in den Keller. Meine Mutter und der Opa waren noch oben in der Wohnung. Meine Mutter hatte gerade das Essen auf den Tisch gestellt, und der Opa wollte noch essen.

Ich hatte im Keller keine Ruhe und sah nach, was die beiden oben noch machten. Mein Blick fiel nach draußen. Am Himmel zeigten sich kleine weiße Wölkchen., Waren das nicht die berühmten Christbäume, die das Angriffsziel markierten? Ich sagte es den beiden und lief wieder in den Keller. Gott sei Dank, sie kamen hinterher.

Kaum waren sie unten, da ging die Hölle los. Der Fußboden dröhnte unter den Einschlägen der Sprengbomben und Luftminen – mal näher, mal weiter weg. Plötzlich ein ganz schrecklicher Knall, das Licht ging aus – was war geschehen?...

Wir lagen übereinander und beteten. Ich glaube, jeder hatte schon mit seinem Leben abgeschlossen. Dann wurde es plötzlich ganz still. Das Brummen der Flugzeuge verstummte, keinen Bombeneinschläge mehr. Niemand wagte aufzustehen. Schließlich traute sich doch jemand. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Nun hatten wir auch Mut. Wir gingen auf den Kellergang und bemerkten, daß direkt vor der Waschküche ein riesiger Bombenkrater war. Wäre die Bombe nur einige Meter weiter gefallen, hätte sie uns getroffen....

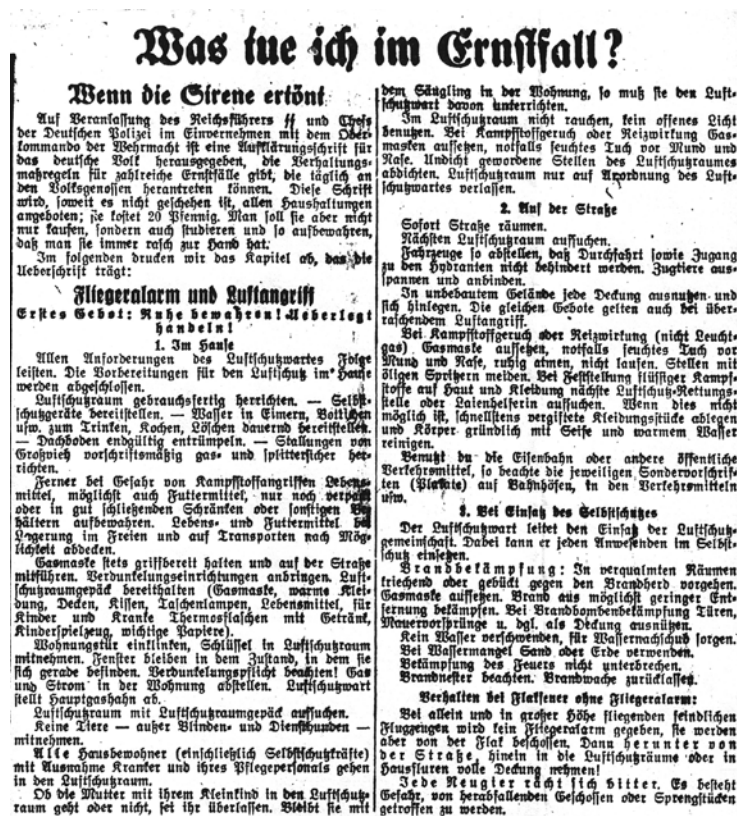
50 Jahre sind nun vergangen, aber diese Augenblicke werde ich nie vergessen.

Marianne Schulte

.....

► „Keine Vergewaltigung. Mir fällt ein Stein vom Herzen“

Letzte Märzwoche 1945. - Rauchschwaden hingen über dem Nordviertel unserer Stadt. Der Bombenangriff der Alliierten am 23. März 1945 hatte viele Häuser dort zerstört. Menschen lagen unter den schwelenden Trümmern - tot oder lebendig? Angebliche Flugblätter kündeten von einem weiteren geplanten Angriff auf die Innenstadt. Die Bewohner, viele alte Menschen und Mütter mit kleinen Kindern, warteten in Furcht und Er-



starrung und rannten beim ersten Sirenennton tags und nachts in die ausgebauten Luftschutzbunker, - rannten und humpelten um ihr Leben.

Mutter und ich - Vater war irgendwo an der Front - rafften unsere nötigsten Habseligkeiten und zogen Großmutter und die körperbehinderte Tante in den Gewölbekeller von »Möbel Bringewald«. Unser Elternhaus auf der Steinstraße erschien uns zu unsicher ... Tage in banger Erwartung vergingen. Lebensmittel wie Brot und Getränke fürs Überleben im Keller standen bereit. Das Grollen wurde lauter. Man unterschied schon Artilleriebeschuß und Maschinengewehrfeuer. Der »akute Fliegeralarm« (fortlaufend an- und abschwellender Ton) wurde gar nicht mehr durch »Entwarnung« aufgehoben.

In der Wochenmitte schleppte sich nachts ein Trupp deutscher Infanteristen mit Planwagen erschöpft, verwundet und mit verdreckten Uniformen auf dem Rückzug durch die Steinstraße. »Bleibt hier, Leute, bald habt ihr's überstanden!« lautete ihr Rat in tiefer Resignation.

Die ersten Ari-Geschosse schlugen in die Altstadt ein. Auf dem Holzmarkt trifft ein Granatsplitter unseren alten Lehrer Rüther, der uns bis zur Schulschließung vor einigen Wochen in unserer Gastschule im Petrinum unterrichtet hatte. Das Süder Mädchen-Lyzeum war bereits schwer beschädigt. Auf der Klosterstraße (jetzt Platz der Feuerwehr!) wird das Haus Balke getroffen ...

1 50 Jahre Frieden. 8. Mai 1995. 50. Jahrestag des Kriegsendes on Recklinghausen, hg. v. der Stadt Recklinghausen, Recklinghausen 1995, S. 63 - 70

1. April 1945, Ostersonntag. - Im Morgengrauen wagen wir vom Notausstieg einen Blick auf die Westseite unseres Hauses. Ein großes Loch in der Wand in Höhe unserer Wohnung gibt uns die Gewißheit des Einschlags. Vorsichtig traue ich mich an Mutters Seite nun auch bis zur Haustür und schaue in Richtung Hertener Straße. Da - ein Panzer mit hellem Ami-Stern vor Meiles Gasthaus »Zur ewigen Lampe«. Die leuchtet jetzt nicht, aber aus dem Qualm der brennenden Dachdeckerei Ganteführer schälen sich vorsichtig, die MP im Anschlag, die Silhouetten von Soldaten. Dann geht alles sehr schnell! Die Riesen-Panzerkolosse prasseln auf ihren breiten Kettenplatten durch die Steinstraße. Wir lugen durch den Rolladenspalt im Geschäftseingang. Die Haustür haben wir aufgestellt; denn was offen ist, braucht man nicht gewaltsam zu öffnen. Und Großvaters Pfeifen- und Tabakwarenladen ist für Amis auch kein Anreiz zum Plündern. Zwei Offiziere bewegen sich auf den Hauseingang zu und kommen mir nun im Flur entgegen. Ich raffe allen Mut und meine Englischkenntnisse zusammen und frage mit dem kessen Ausdruck einer

sich bewegte. Mittags gab es dann oft Vollalarm und anschließend akute Luftgefahr. Erst dann durften wir unsere Maschinen ausschalten, um mit unseren Fahrrädern zum Bunker (Stollen) am Saalbau zu gelangen. Da es im März 1945 schon sommerlich schön war, sind wir immer zum Stadtgarten gefahren, um uns dort auf den Rasen am Arenberg zu legen. Hier konnten wir Bomberverbände in der Luft beobachten. In den Bunker sind wir nur selten gegangen. So war es auch am 22. bzw. 23. März 1945. Wir lagen wieder einmal auf dem Rasen. Über uns zogen etliche Verbände der amerikanischen viermotorigen Bomber hinweg. Wir nahmen unsere Fahrräder und fuhren so schnell wie möglich zum westlichen Eingang des Saalbaustollens. Wir waren noch in der Schleuse, als direkt vor dem Eingang eine Sprengbombe fiel. Dies war dann auch der schwerste Angriff auf Recklinghausen. Der Angriff dauerte gut zwanzig Minuten. Der Bunker bebte während dieser Zeit, und das Licht ging aus. Als es wieder ruhig wurde, kam ein Anruf, daß alle Männer heraustreten mußten, um im Nordviertel zu helfen, wo man noch helfen konnte. Das

ganze Nordviertel stand bis zum Bahnhof in Flammen und war zerbombt. Unser Meister Cornelius kam uns am Lohtor entgegen und bat uns, bei ihm zu helfen. Sein Haus auf der Wickingstraße stand ebenfalls in Flammen ...

Die letzten Tage des Krieges haben wir dann nur noch im Bunker unter der Steinhalle verbracht. Dort erfuhren wir auch, daß im Bahnhof Ost ein Versorgungszug stand und nicht weiter konnte. Trotz Tieffliegerangriffen haben sich fast alle am anderen Tag mit einer Handkarre dorthin begeben um etwas zu ergattern. Es gab dort fast alles. Als erstes haben wir uns auf einen Waggon mit Bonbons gestürzt. In diesem Waggon befanden sich Pakete, die 100 Beutel mit je sechs Bonbons enthielten. Die Bonbons

hatten einen süßsauerlichen Geschmack und enthielten Vitamin C. Es gab einen weiteren Waggon, in dem Marmelade war. Diese floß aber mehr oder weniger zwischen den Gleisen. Im nächsten Waggon fanden wir Roggen, von dem wir einen halben Sack voll mitnahmen. Im folgenden Waggon waren elektrische Geräte, Kugellager und Meßwerkzeuge. Auch hiervon haben wir soviel wir konnten auf unseren Handwagen geladen. Später stellte sich heraus, daß sich diese Sachen gut gegen Lebensmittel tauschen ließen.

Wenige Tage später, genau gesagt am 1. April 1945 (Ostern), rückten die Engländer und Amerikaner in Recklinghausen ein. Schnell mußten wir unsere Arbeit wieder aufnehmen. Von unserem Mitarbeiter erfuhren wir, daß unser Chef, Herr Vortmann, am letzten Tag vor »Wegerhoff« durch eine Artillerie-Granate auf dem Holzmarkt zu Tode gekommen war. Der Meister und die Gesellen haben im Betrieb einen Sarg aus Blech hergestellt, um den Chef würdig zu bestatten. In den folgenden Tagen befahlen die Amerikaner, daß alle Männer von zu Hause eine Schaufel nehmen sollten, um damit die Bombentrichter an der Polizeiunterkunft am »Beisinger Weg« zuzuschaufeln.



Blick vom Viehtor in die Breite Straße, Herbst 1944 (Foto: privat)

Sechzehnjährigen: »What do you want?« Sie lächeln amüsiert und zeigen auf den Kellerabgang: »German soldiers?« »No, only people of our house!« Ich begleite sie hinunter und - wieder hinaus. Keine Vergewaltigung! Ein Stein fällt uns vom Herzen ...

Irmgard Honnef, geb. Kappen, damals Steinstr. 5

► Auf der Suche nach Essbarem

Am Montag, dem 12. März 1945, konnte meine Lehre beginnen, nach Einweisung bei der Firma Vortmann gingen wir an die Arbeit. Hier wurden noch Granaten und Böden für die Panzerfaust gedreht. Meine erste Arbeit war, mit einer Säge die Rohlinge für die Panzerfaust abzusägen. An den Drehbänken standen meist Frauen, um die Rohlinge zu bearbeiten. Wir fingen morgens um sechs Uhr an zu arbeiten. Zwischen acht Uhr und neun Uhr gab es dann fast täglich Voralarm. Dann kamen die englischen Jagdbomber - die sogenannten Leitlings - und schossen auf alles, was

Nach dem Krieg, also nach dem 8. Mai 1945, begann die Hunger- und Hamsterzeit, die bis zur Währungsreform andauerte. Wir hatten zu Hause Gott sei Dank noch Kaninchen und eine Ziege. Wenn wir gar nichts mehr zu essen hatten, wurde eins von unseren Tieren geschlachtet. Weil das Schlachten verboten war, nannte man dies »Schwarzschlachtung«. Wer beim Schlachten erwischt wurde, wurde bestraft. Als dann 1946 auch wieder Züge fahren konnten, fuhren wir mit diesen ins Münsterland zum Hamstern. Oft hatten wir nur ein paar Pfund Kartoffeln. Die Fahrt war lebensgefährlich, denn die Züge waren so voll, daß wir Glück haben mußten, um noch einen Platz auf dem Trittbrett, Puffer oder Dach zu bekommen. Auf Ader Rückfahrt aus dem Münsterland konnte es passieren, daß uns die gehamsterten Sachen in Haltern abgenommen wurden, sei es durch die Polizei oder durch die von den Amerikanern befreiten Zwangsarbeiter.

Außer den Bergleuten bekam niemand Kohlen. Die meisten gingen nach Frankreich. Des Nachmittags und am Abend wurden dann Kohlenzüge auf der Zeche Blumenthal zusammengestellt. Viele der Oster Bevölkerungsschichten lauerten, wenn der Zug vor dem Signal zur Ausfahrt zum Bahnhof Ost stand. Solange der Zug vor dem Signal stand, sind wir auf die Waggons geklettert und haben die dicken Stücke Kohle heruntergeworfen. Manchmal hat der Zug schnell ein Signal zum Abfahren bekommen. Wenn der Zug sehr lang war, hatte die Dampflok Mühe, in Fahrt zu kommen. Wir haben es noch erschwert, indem wir die Bremse in einem Bremshäuschen eines Waggons angezogen haben. Wir haben noch während der langsamen Fahrt bis zum Beckbruchweg Kohlenbrocken abgeworfen. Anschließend wurden sie eingesammelt, den Bahndamm hinuntergerollt und mit dem Handwagen nach Hause gefahren. Oft taten wir dies bis spät in der Nacht. Einige haben es auch versucht, mit einer Pferdekarre die Kohlen nach Hause zu schaffen. Dieses hat die Polizei jedoch nicht geduldet. Wenn wir genügend Kohlen auf dem Hof hatten, wurden sie von einem Bekannten der Fahrbereitschaft abgeholt. Dann ging es damit zu den Bauern ins Münsterland, um sie dort gegen Kartoffeln oder andere wichtige Lebensmittel einzutauschen. Auch konnten wir im Münsterland die Motoren, Kugellager und Werkzeuge eintauschen ...

Heinz Werner Reißing



► 8. Mai: Die Fremdarbeiter feierten

Vom 8. Mai 1945 weiß ich noch, daß im Nachbarhaus die ehemaligen Fremdarbeiter laut feierten.

Es war eine schreckliche Zeit. Der Winter 1945/46 war besonders schlimm. Es war kalt und wir hatten Hunger. Wir erhielten täglich 1000 Kalorien. Der durchschnittliche Tagesbedarf beträgt 2200 Kalorien. Unsere Heizung wurde mit Schlammkohle befeuert, und der Schwarzmarkthändler verlangte bis zu 500 Reichsmark für ein Pfund Butter. Für eine Flasche Milch bin ich zu einem Bauern nach Oer gelaufen. Wenn ich mit einem Ei nach Hause kam, waren wir alle glücklich.



Zerstörter Hauptbahnhof (Foto: Stadtarchiv Recklinghausen)

Da die höheren Schulen geschlossen waren und meine Schwester ihre englischen Kenntnisse vervollständigen wollte, hat sie nebenan im Polizeipräsidium bei der englischen Militärregierung angefragt, ob sie dort arbeiten könne. Sie ist dort vom 13. Juli 1945 - 6. März 1951 tätig gewesen. Meine Schwester war für einige bekannte Persönlichkeiten Vermittlerin zur Militärregierung. Sie hat für einige Leute ein gutes Wort eingelegt, die vor der Entnazifizierung große Sorgen hatten. Dort hat sie auch ihren Mann kennengelernt, der als Sergeant tätig war.

In der Handelsschule gab es keine Lehrbücher. Die Lehrer schrieben alles an die Tafel und wir in alte Hefte. Waren diese voll, mußten die Zeitungsränder aushelfen. Wir waren eine große Klasse. Der Jüngste war 14 und der Älteste 32 Jahre. Er nahm selten am Unterricht teil, denn er war Schwarzmarkthändler und war bei uns nur registriert, weil er sonst im Bergbau arbeiten mußte ...

Im Winter 1946/47 hatten wir die Mäntel an, weil es so kalt war, denn die Schule war nicht geheizt. Unser Klassenlehrer sagte, daß er von uns nicht verlangen kann, daß wir Hausaufgaben machen. So haben wir ein Jahr keine gemacht. Daß wir am 15. März 1948 die Abschlußprüfung bestanden haben, war ein Wunder ...

Die Kirchen waren nach Kriegsende brechend voll. Jeder, auch der ehemalige Parteigenosse, wollte ein guter Christ sein. Wir haben ja im Bunker bei den Bombenangriffen viel gebetet.

Als ich auf dem Wohlfahrtsamt als Lehrling 1952 tätig war, kehrten viele Kriegsgefangene zurück. Die Vertriebenen kamen in großer Zahl an. Wohnraum war knapp, Räume wurden beschlagnahmt. Wir mußten zusammenhocken. Bei uns im Dachgeschoß waren in zwei Räumen vier Personen untergebracht. Die Leute, die Organisationen, Parteien und Gewerkschaften haben damals nicht in dem Maße den Staat aufgefordert, dieses oder jenes zu tun, wie das heute der Fall ist. Wir haben viel gearbeitet und wenig dafür erhalten.

Herbert Kochem

Schülerinnen und Schüler im Gespräch mit Zeitzeugen 2020

► Im Keller des Breukerhauses

Eine Zeitzeugin, die anonym bleiben möchte, war am 23.3.1945 12 Jahre alt. Vor dem Bombenangriff wohnte sie mit ihren Eltern und der zwei Jahre älteren Schwester in einer komfortablen 8-Zimmer-Wohnung im rechten Flügel des Breukerhauses zur Hardtstraße hinaus. Sie habe „sehr gut“ gelebt, so die Zeitzeugin, und eine „schöne Kindheit“ gehabt. Aus ihrer Grundschulzeit an der Rombergschule bleibt der sogenannte nationalsozialistische Unterricht im Gedächtnis. Das Fernbleiben wurde kritisch gesehen. Auch den Kindern sei bewusst gewesen, dass sie vorsichtig sein mussten, mit dem was sie sagten. „Was die Partei anordnete, war Gesetz.“, erzählt die heute Ende-80-Jährige außerdem.

In ihrer Jugend war die Zeitzeugin Mitglied in der St.-Elisabeth-Gemeinde. Statt zur Kinderlandverschickung mit ihrer Klasse am Lyzeum, heute: Marie-Curie-Gymnasium, von ihr „Madame Curie“ genannt, ging sie mit Mutter und Schwester 1943 für ein Jahr nach Königsberg in Ostpreußen. Hier war ihr Vater, der mit über 40 Jahren zum Krieg eingezogen wurde, stationiert. Aus Furcht vor den Russen kehrten sie wieder in den Westen zurück.

Während der Bombardierung war das junge Mädchen im Luftschutzkeller des Breukerhauses. Trotz der Sirene habe sie nicht aufwachen wollen, sodass ihre Mutter sie runtergetragen habe: „Sah furchtbar aus, das habe ich selbst gesehen“, sagt die alte Dame mit Blick auf das Bild in der RZ über den Zustand des Nordviertels nach dem Angriff. Ihre Wohnung wurde mit dem rechten Flügel des Breukerhauses ebenfalls zerstört, in den Trümmern suchte die 12-Jährige nach ihrem als solches erkennbaren Spielzeug. Sie fand nicht ein einziges, weder Puppen noch Puppenwägelchen oder anderes. Außerdem beobachtete das Mädchen, wie der Beerdigungszug der Bombentoten am Haus vorbei ging. Die ausgebombte Familie zog in ein Jagdhaus von Bekannten.

Weiterhin erzählt die Zeitzeugin von den Nachkriegswirren und betont, dass es eine schlimme Zeit gewesen sei. Nach dem Abitur am Marie-Curie-Gymnasium studierte sie Pharmazie, lernte ihren späteren Ehemann kennen und erlangte die Qualifikation zur Apothekerin, übte den Beruf danach jedoch nicht aus.

*Benedikt de Sousa und Nada El Hafnawy,
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium*

► Erinnerungen einer damals 10jährigen

Mitte Februar dieses Jahres, besuchten wir Frau Roters. Sie hatte sich bereit erklärt uns von ihren Erinnerungen an die Bombardierung des Nordviertels im März 1945 zu erzählen. Frau Roters war zur Zeit des Angriffes 10 Jahre alt und lebte mit ihren Eltern

auf dem Oerweg 19. Sie berichtete uns, dass sie am 23. März, auf Grund der Sirenen, mit ihrer Mutter zum Bunker in der Nähe des Bahnhofs lief [heute: „Kunstbunker“]. Dort verweilten sie einige Zeit und hörten mehrere Bomben, die über dem Bunker abgeworfen wurden. Im Nordviertel brannte es an vielen Stellen und der Rauch zog in den Bunker herein. Aus diesem Grund verließ sie mit ihrer Mutter den Bunker unmittelbar nach dem Angriff und kehrte nach Hause zurück. Der Rest ihrer Familie hatte den Bombenangriff im Keller des Familienhauses miterlebt. Zum Glück blieben alle unversehrt und das Haus trug nur geringe Schäden davon. Trotzdem verbrachte sie die nächsten Tage in dem Schrebergarten der Familie auf dem Nordcharweg, bis sie zu ihrer Tante auf den Börster Weg zog. Die Familie litt nicht an Hunger, da sie Gemüse und Tiere im Schrebergarten hielten. Die Zerstörung des Nordviertels ist bei Frau Roters nachdrücklich in Erinnerung geblieben. Unter anderem auch die des Gebäudekomplexes des heutigen Marie-Curie-Gymnasiums¹, welches sie von ihrem Haus im Blick hatte. Selber eingeschult wurde sie jedoch 1942 in die Grundschule im Romberg, die 1943 vorübergehend schloss. Nach dem Ende des Krieges zog sie nach Bayern, wo sie dann eine andere Schule besuchte.

Wir bedanken uns noch einmal bei Frau Roters für die Zeit, die sie sich genommen hat, um uns von ihren Erlebnissen zu berichten. Wir sind dankbar, dass wir einen so unmittelbaren Eindruck von dem Kriegsgeschehen hier gewinnen durften und wie glücklich wir uns schätzen können, dass wir in Frieden aufwachsen dürfen.

*Sasha Budschun, Julia Mynarek und Elisa Leclair,
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium*

► Überlebt auf dem Gelände des heutigen Marie-Curie-Gymnasiums

Am 23. März 1945 war Herr Pöhler 10 Jahre alt und lebte mit seinen Eltern an der Ecke zur Wickingstraße. Um ca. 13:20 Uhr läuteten die Sirenen, um die Bewohner zu warnen. Es wurde durchgegeben, dass Feindflugzeuge über Bochum flogen, Recklinghausen jedoch ebenfalls angesteuert werden könne. Alle Bewohner Recklinghausens sollten sich in Sicherheit begeben. Herr Pöhler und seine Mutter gingen eilig zum Amtshaus. Am Platz der heutigen Turnhalle des Marie-Curie-Gymnasiums stand ein kleines Haus, welches dem Hausmeister gehörte. Im Garten daneben stand ein Ein-Mann-Bunker, in den der junge Herr Pöhler hineinkletterte und ihn sich von innen anschaute, danach verschloss er wieder die Tür und ging mit seiner Mutter in den Keller des Amtshauses. Kurz darauf ging es auch schon los: es fühlte sich für Herrn Pöhler wie ein Erdbeben an. Die Wände wackelten und alle Lampen gingen aus, weswegen Petroleumleuchten an den Wänden angebracht wurden, die jedoch durch das Hinunterschlagen ebenfalls ausgingen. Schlussendlich



Das zerstörte Amtshaus (Gemälde im Treppenhaus des MCG)

wurden Kerzen angezündet. Laut damaliger Zeitungsangabe dauerte der Anschlag 18 Minuten lang an. Danach wurde es wieder ruhig. Ein verletzter Mann wurde hereingetragen, auf ein Feldbett gelegt und später von Sanitätern abgeholt. Das Kerzenlicht wurde immer mehr in Nebel gehüllt und es roch brandig, da Rauch eindrang. Tücher wurden in Wasser eingetunkt und allen Anwesenden herumgegeben. Nach dem Angriff gingen alle hinaus und fanden einen Haufen Trümmer vor. Alles Mögliche lag auf den Straßen kreuz und quer. Es war ein großes Feuer auf einer Seite ausgebrochen, weswegen sie die in die andere Richtung gingen, um zum Bahnhofsbunker zu gelangen. Mehrere Häuser standen beim heutigen Arbeitsamt in Flammen und als sie den Börster Weg hinaufliefen, kamen Herr Pöhler und seine Mutter an ihrem Eckhaus vorbei, welches noch, abgesehen von den zersprungenen Fenstern, intakt war. Auf dem Weg sprang Herr Pöhler über eine im Bordstein steckende Bombe hinweg und als sie ein in Flammen stehendes Haus passierten, fiel ein Blechkasten genau vor die Füße des Jungen. Im nächsten Bunker trafen sie auf Herrn Pöhlers Vater, mit dem er und seine Mutter am Abend wieder heimkehrten. Da es aber auf den Straßen noch brannte, gingen sie zu dritt ins Telegraphenamt, wo sie die Nacht auf einer Matratze verbrachten. Das Haus des Hausmeisters lag in Trümmern, aber das ‚Bünkerchen‘ (so Herr Pöhler) stand unversehrt an seinem Platz. Beim Wiederaufbau half Herr Pöhler um 1952/53 unter anderem beim Bau der Aula unseres Marie-Curie-Gymnasiums. Trotz der ernsten Lage damaliger Zeit, hat es im Luftschutzkeller manchen Spaß gegeben: Herr Pöhler und seine Freunde ahmten das Brummen der Flugzeuge nach und jagten den Nachbarn und den anderen im Bunker einen Schrecken ein. Die Kinder wurden ausgeschimpft, aber hatten trotzdem ihren Spaß.

*Benedikt de Sousa und Nada El Hafnawy,
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium*

► Hungersnot und Plünderungen

Bevor wir bei Herrn W. angerufen haben, hatten wir ein mulmiges Gefühl, wie das Gespräch verlaufen wird. Jedoch

war es deutlich entspannter als erwartet. Herr W. war ein sehr gelassener Mensch und überhaupt nicht gehemmt, was dieses Thema angeht. An dem Tag der Bombardierung, dem 23.03.1945, befand sich Herr W. im Haus seiner Eltern. Er erzählte davon, welch ein anstrengender Alltag zur damaligen Zeit herrschte. Hungersnot und gleichzeitig finanzieller Mangel. Um ca. 10 Uhr morgens gingen die Sirenen los, die bei einem Luftangriff läuteten. Mehrere Flieger bombardierten die Stadt, hauptsächlich den Hauptbahnhof erzählte er uns. Alles war in Schutt und Asche. Innerhalb von paar Minuten war die Stadt nicht wiederzuerkennen. Als es wieder möglich war nach draußen zu gehen, eilten einige Recklinghäuser drunter Herr W. zum Hauptbahnhof, um dort aus den explodierten Güterzügen Nahrung zu klauen² - und dies erfolgreich, erzählte er uns mit einem Lachen.

Die Tage nach dem Angriff³ kamen ihm sehr verwirrend vor, da sich dort viele amerikanische und darunter afroamerikanische Soldaten befanden, die er zuvor noch nie gesehen hat.

Abschließend können wir sagen, dass wir einen sehr interessanten und wichtigen Einblick in unsere Heimatstadt zur damaligen Zeit bekommen haben, für die wir uns sehr bedanken.

*Tuna Sevindik und Vladislav Martens
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium*

► „Heute sind wir dran“

Die Dame war am Tag der Bombardierung 16 Jahre jung und befand sich im Haus ihrer Tante (Börster Weg). Mittags schaute Sie aus dem Fenster, den Blick auf den Himmel gerichtet und sah die Flugzeuge über die Stadt kreisen. Sie war in ihre Gedanken vertieft und dachte sich: „Heute sind wir dran“. Plötzlich fielen die Bomben. Laute Explosionen schallten durch das ganze Haus. Die Dame half ihrer behinderten Tante schnell, aber vorsichtig die Kellertreppe runter, um dort nach Schutz zu suchen. Sie befanden sich für einige Stunden im dunklen Keller, alles wackelte, die Angst erfüllte den ganzen Raum. Nachdem es für einige Zeit ruhig geworden war, trauten sie sich wieder nach oben. Die Fensterscheiben waren zersplittert, alle waren mit Ruß und Dreck überdeckt, von Kopf bis Fuß komplett schwarz.

Als sie wieder aus dem Fenster schaute, sah sie viele verletzte Menschen, alles brannte und viele Häuser waren in sich zusammen gefallen.

Den Wiederaufbau des Nordviertels hat sie nicht mitbekommen, jedoch vermutet sie, dass die Nachbarschaft sich gegenseitig geholfen und für einen Neuanfang motiviert hat. Das Haus ihrer Tante war trotz des Angriffes noch bewohnbar.

- 1 Das ehemalige Amtshaus des Amtes Recklinghausen, das 1926 in die Stadt Recklinghausen eingegliedert worden war.
- 2 Plünderungen wurden mit drakonischen Strafen belegt. Inzwischen war aber die Nahrungsmittelversorgung kaum noch gewährleistet.
- 3 Recklinghausen wurde am Ostersonntag (1. April 1945) von US-Truppen besetzt und befreit.

Nach dem Krieg war sie darauf fokussiert, ihre Lehre als Schneiderin zu beginnen und ihr eigenes Geld zu verdienen.

Heutzutage ist sie eine sehr liebe und höfliche Frau, die ihr Leben in vollen Zügen mit ihrer Familie genießt.

Die Dame hofft, dass das, was geschah, sich nicht wiederholt.

Christine Neudeck und Hannah Frank

► Rückkehr in eine zerstörte Stadt

Ende Januar dieses Jahres haben wir Frau Nienhaus in der Residenz am Festspielhaus besucht, gewappnet mit zahlreichen Fragen zu den Ereignissen am Morgen des 23. März 1945. Sie berichtete uns, dass sie sich zu dem Zeitpunkt nicht in Recklinghausen aufhielt. Zweieinhalb Jahre lang, bis zu ihrem 14. Lebensjahr, lebte sie im „Erholungslager“ Berchtesgaden in Bayern, mit knapp 90 weiteren Kindern aus der Umgebung, direkt unter dem Sommersitz Hitlers. Die Lager waren eine Möglichkeit für die Eltern, die Kinder aus der Gefahrenzone in Sicherheit zu bringen [„Kinderlandverschickung“, die Redaktion]. Alle Kinder waren eines Morgens bereit, zurück nach Hause zu fahren, da wurde die Zugfahrt kurzfristig wegen des Luftangriffs abgesagt. Beim zweiten Versuch wurde auch der Zug getroffen, in dem sie sich befand, doch glücklicherweise kam sie unversehrt davon. Frau Nienhaus beschreibt die Unwissenheit und Angst, mit der alle täglich zu kämpfen hatten, als wäre es gestern gewesen. Hier wurde uns bewusst, wie wichtig es ist, den Frieden zu wahren, der in diesem Land wiederaufgebaut wurde. Ebenfalls erinnert sie sich noch sehr gut an die Orte, an denen die Zerstörung am schlimmsten war: die Görresstraße, der daran anschließende Börster Weg und, wie wir auch von anderen Zeitzeugen hörten, der Oerweg. Die Bomben sollten die Gleise und den Lokschuppen treffen, entsinnt sie sich, und nicht das Nordviertel. Da sie sich schon in jungen Jahren um einen Beruf gekümmert hat, habe sie den Wiederaufbau weniger präsent miterlebt, dennoch kann auch sie sich noch gut an den Essensmangel, den Schwarzhandel und die Zerstörung erinnern, die im Nordviertel herrschte. Frau Nienhaus war nach Kriegsende 14/15 Jahre alt und konnte sich ihr Leben schnell wiederaufbauen, auch wenn sie Familienmitglieder im Krieg verloren hat.

Wir bedanken uns nochmal sehr herzlich bei Frau Nienhaus dafür, dass sie sich die Zeit für uns genommen hat und unsere Fragen so ausführlich beantwortet hat.

Julia Mynarek, Elisa Leclair, Alexandra Budschun
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium

► Die Erinnerung belastet

An einem Samstagmorgen haben wir Frau Dellmann besucht. Sie hatte uns eingeladen, um uns ein wenig von ihren Erlebnissen der Luftangriffe im März 1945 zu erzählen. Sie berichtete uns, dass sie zum damaligen Zeitpunkt sechs Jahre alt war. Besonders die Luftangriffe des 23. März sind ihr in Erinnerung geblieben.



Nordstraße und St. Elisabeth (Foto: Stadtarchiv)

Frau Dellmann lebte mit ihrer Schwester und ihrer Mutter in Berghausen an der Castroper Straße 253. Auch dort ertönten am frühen Nachmittag die Sirenen und Frau Dellmann erinnert sich, dass sie mit ihrer Schwester in Richtung des Bunkers lief. Viele Leute befanden sich bereits in diesem Bunker und warteten auf das Ende des Luftangriffs. Als die Leute den Bunker wieder verlassen durften, erwartete sie ein Bild der Zerstörung. Viele Gebäude waren in Schutt und Asche gelegt und der Wiederaufbau gestaltete sich schwierig.

Uns berührte, als Frau Dellmann uns berichtete, dass sie ihre beste Freundin bei der Bombardierung verloren hatte. Unser Gespräch weckte viele alte Erinnerungen bei Frau Dellmann und sie musste die eine oder andere Träne verdrücken. Auch wir drei waren von ihren Erzählungen sehr berührt. Wir haben erkannt, was es vor allem für die Kinder in der damaligen Zeit bedeutete, während des Krieges aufzuwachsen und alles hautnah miterleben zu müssen. Frau Dellmann war nach Kriegsende gerade einmal sechs Jahre alt geworden und hatte bis zu diesem Zeitpunkt in ihrer Kindheit nichts anderes als Krieg erlebt. Sie hatte bis Ende des Krieges nichts anderes gekannt, als das ständige Ertönen der Sirenen oder die stetige Angst, die jeder verspürte, sobald ein Flugzeug zu sehen war. Uns ist bewusst geworden, wie gut wir es heutzutage haben und wie dankbar wir sein sollten, dass wir in Frieden und ohne Angst leben dürfen.

Wir bedanken uns noch einmal ganz herzlich bei Frau Dellmann dafür, dass sie sich Zeit genommen hat, um uns ein wenig von ihren Erlebnissen zu erzählen.

Julia Mynarek, Elisa Leclair, Sasha Budschun
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium

► Mit dem kleine Bruder im Bollerwagen zum Bunker

Mich persönlich haben die Zeitzeugeninterviews zur Bombardierung des Nordviertel emotional sehr berührt. Besonders das von Herrn Dreischoff. Ich traf mich mit zwei weiteren Mitschülern bei ihm zu Hause und wir begannen unser Gespräch.

Herr Dreischoff war zum Zeitpunkt des Angriffs gerade 10 Jahre alt. Er wuchs als viertes von sechs Kindern seiner Eltern

an der Buddestraße 66 auf. Dort lebte er bis 1943 mit seinen Eltern und seinen fünf Geschwistern, wobei sein Vater auf der Zeche arbeitete. Nachdem 1943 die Schulen geschlossen wurden, gingen seine drei älteren Geschwister in Bayern zur Schule. Während der Kriegsjahre übernahm Herr Dreischoff die besondere Verantwortung für seinen kleinsten Bruder, der zum Zeitpunkt des Angriffs gerade zwei Jahre alt war.

Als der Alarm losging, rannte jeder für sich los, nur Herr Dreischoff packte seinen kleinen Bruder in den Bollerwagen, nahm seine schon für den Notfall gepackte Tasche und rannte los in Richtung Bunker. Er erinnert sich noch genau an das ganze Chaos und daran, dass alles brannte. Acht Tage lang wartete Herr Dreischoff auf gute, beziehungsweise beruhigende Nachrichten.

Als die Bombardierung zu Ende war, ging Herr Dreischoff plündern oder in der damaligen Geheimsprache: „organisieren“, um zu überleben. Herr Dreischoffs Familie hatte Glück im Unglück. Alle Verwandten überlebten und auch sein Elternhaus hatte lediglich zerstörte Scheiben. Kurz nach dem Krieg begannen der Wiederaufbau und das große Aufräumen. Doch alles war primitiv und einfach. Die Kinder erfanden aus der Not heraus neue Spiele, wie zum Beispiel: „Wer die schönsten Bombensplitter sammelt, hat gewonnen.“

Herr Dreischoff erzählte uns noch von dem Gefangenenlager in der Nähe seines Hauses. Die marschierenden Russen, die aussahen wie Jammergestalten, versuchten sich mit Sonnenblumenkernen zu ernähren.

Sehr beklemmend war es am Ende des Krieges, als nachts erstmals Ruhe herrschte und nur noch vereinzelte Motorengeräusche von den letzten Flugzeugen zu hören waren. Dieses Geräusch hat Herr Dreischoff bis heute in seinen Ohren.

Besonders emotional waren für mich seine Sätze: „Man lernt mit der Gefahr zu leben“, „Wir waren es gewohnt mit dem Alarm zu leben“ und „Es ging immer bergauf“.

Niemals sollte so etwas noch mal geschehen, dafür sind wir alle verantwortlich.

*Hannah Frank, Tim Schabert und Christine Neudeck.
Leistungskurs Geschichte am Marie-Curie-Gymnasium*

► Die Zerstörung der Tellstraße

Herr Ohsendoth (Jg. 1928) erinnert sich an seine Zeit im Arbeitsdienst in Lüdinghausen. Ein schreckliches Erlebnis war die Zerstörung der Stadt, als Bomberverbände eine Angriff auf Dortmund abbrachen und die tödliche Last über Lüdinghausen. Unter den Toten aus Recklinghausen war auch einer der Bringewald-Zwillinge.

Am 23. März 1945 war er noch zum Mittagessen nach Hause zur Tellstraße 30 gegangen. Als Fliegeralarm ausgelöst wurde, rettete er sich zunächst in den Saalbaustollen und erlebte dort die furchtbaren Erschütterungen mit. Dann rannte er nach Hause und sah, dass der Dachboden ihres Hauses durch Brandbomben

angezündet worden. Zusammen mit dem Vater eilte er hinauf, um mit dem gelagerten Sand, mit Feuerpatschen, Wasser und nassen Decken das Feuer zu löschen. Dann halfen sie Nachbarn, ihre

Keller zu verlassen. Vor dem Haus gegenüber hatte der Anstreichermeister Blase [Nr. 29] schwere Verletzungen, da Teile der Daches herabgestürzt waren. Die untere Tellstraße war völlig zerstört, dazu der Oerweg, die Schützen-, Nord- und Görresstraße. Die Bergungsarbeiten dauerten Tage. An der Ecke Börster Weg/ Nordstraße habe es eine völlig ausgebrannte Gaststätte gegeben. Aus den Trümmern wurden erst Tage später Menschen aus dem verschütteten Keller geborgen, die dort verbrannt waren. Die meisten von ihnen wurden auf dem Nordfriedhof beigesetzt.

Natürlich gab es auch weder Wasser und Strom. In langen Schlangen seien die Bewohner zum Oerweg gegangen, wo es Ziehbrunnen gab, um dort Wasservorräte zu erhalten. Am zerstörten Bahnhof habe es Menschen gegeben, die sich aus den Güterzügen Lebensmittel und Alkohol besorgen; dabei stand auf „Plünderung“ die Todesstrafe.

Nur eine Woche nach diesem tragischen Tod so vieler Nachbarn saß die Familie im Keller ihres Hauses, der mit dicken Holzpfosten als „Luftschuttkeller“ ausgebaut war. „Draußen“ drohte die Gefahr durch den Artilleriebeschuss und durch Tiefflieger oder Jagdbomber. Ein Nachbar habe sich einmal auf den Balkon getraut, als am Börster Weg eine Einschlag war; er flüchtete kreidebleich in den Keller.

Inzwischen wurden Durchhalteparolen ausgegeben, während führende Nationalsozialisten flohen. Im Haus habe man das NSDAP-Tafel des Blockwarts entfernt und die obligatorischen Hakenkreuzfahnen, mit denen an „Festtagen“ immer „Flagge gezeigt“ werden musste, verbrannt. Auch nach Ende des Artilleriebeschusses habe man sich nicht getraut, die Keller zu verlassen aus Angst und Unsicherheit. Bei der ersten Begegnung mit amerikanischen Soldaten habe ich ihre Freundlichkeit überrascht; ein paar Tage später erhielt auch er eine Schokolade.

Arnold Ohsendoth (Jg. 1928) in Gespräch mit Georg Möllers



Blick auf die zerstörte Gaststätte „Nordstern“, Börster Straße/ Nordstraße (Foto: Stadtarchiv)

► Der Kaplan hisst die weiße Fahne auf dem Kirchturm

Unmittelbar vor Redaktionsschluss erhielten wir noch einen Zeitzeugenbericht des 1945 siebenjährigen Hochlarmarkers Rudolf Kortenjann, den wir deshalb an dieser Stelle noch aufnehmen:

[...] Bei einem besonders schweren Angriff am 6.11.1944 wurde auch die St. Michaels-Kirche schwer beschädigt. Von da an wurden dort Möbel von sog. „Ausgebombten“ gelagert und die Gottesdienste fanden im Saal des damaligen Caritasheims statt.

1945 wurden die Luftangriffe stärker. Ich erinnere mich auch an Tiefflieger, die auf alles schossen, was sich bewegte, auch auf die Menschen auf dem Weg zum Bunker. Im Frühjahr 1945 hieß es dann aber - selbstverständlich nur leise und geraunt - : „Die Amerikaner kommen. Nur, so sagte man, „Herne will sich nicht ergeben“, und tatsächlich wurde im Laufe dieser „Endkämpfe“ u.a. auch unser Haus an der Karlstraße 32a noch von einem Flakgeschoss getroffen, als alle Bewohner gerade im Keller Zuflucht gesucht hatten. - Am Karfreitag war wegen Artilleriebeschusses kein Gottesdienst. Am nächsten Tag wurden – wohl aufgrund des Nero-Befehls – die Brücken über Emscher und Kanal gesprengt. Und auf einmal sah man an einzelnen Häusern und oben am Kirchturm „weiße Fahnen“, obwohl, wie ich natürlich erst später erfuhr, es damals noch den sog. „Flaggenbefehl“ gab, der anordnete, dass alle männlichen Bewohner von Häusern mit „weißer Fahne“ sofort zu erschießen seien. Die Fahne auf dem Kirchturm hatte Kaplan Hermann Egger gehisst. Nebenbei: Kaplan („Käppi“) Egger, ein Bauernsohn aus Albachten, hat das Evangelium im Wortsinn „tatkräftig“ vorgelebt. Ich habe ihn z. B. selbst in einem brennenden Dachstuhl im Hause meiner Großeltern gesehen, wie er mit einem Beil brennende Balken abschlug. Dieser Kaplan Egger war es auch, der zusammen mit unserem Nachbarn Valentin Skudlarek (überzeugter Kommunist und später Betriebsrat auf der Zeche Recklinghausen II) mit einer „weißen Fahne“ auf der Wanner Straße den Amerikanern entgegen ging, die sich, Waffen im Anschlag, in den Straßengräben links und rechts der Straße dem Ort näherten und von einem Kirchenmann und einem Kommunisten überzeugt werden konnten, auf Menschen zu stoßen, die sich nichts mehr ersehnten als endlich Frieden. Ich war damals fast 7 Jahre alt und weiß noch, - so möchte ich es heute ausdrücken - wie plötzlich die Angst und der Druck von den Menschen wichen. „Manchmal feiern wir mitten im Tag ein Fest der Auferstehung.“ - Es war Ostern 1945!

Rudolf Kortenjann

Wehrmachtsberichte, 2. April 1945

[...] Im Westen dauern die schweren Abwehrkämpfe im holländischen Grenzgebiet zwischen Niederrhein und Enschede an. Östlich Burgsteinfurt hielten unsere Truppen das Vordringen des Feindes auf; auch bei Münster behaupteten sie sich gegen starke Angriffe. Östlich und südöstlich davon konnte der Gegner bis die Ränder des Teutoburger Waldes beiderseits Bielefeld durchstoßen, wurde dann aber unter hohen Panzer- und Menschenverlusten zum Stehen gebracht. Von Süden her vorgehend haben die Amerikaner den Raum Soest-Lippstadt erreicht. Am Nordrand des Industriegebietes sind um Recklinghausen heftige Kämpfe im Gange. [...]

3. April 1945

[...] An der Nordfront des Ruhrgebiets, wo sich der feindliche Druck verstärkte, brachten unsere Truppen starke Angriffe östlich von Recklinghausen zum Stehen. [...]

9. Mai 1945

20 Uhr und 3 Minuten. Reichssender Flensburg und die angeschlossenen Sender. Wir bringen heute den letzten Wehrmachtsbericht des Krieges.

[...] Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen. Auf Befehl des Großadmirals hat die Wehrmacht den aussichtslos gewordenen Kampf eingestellt. Damit ist das fast sechsjährige heldenhafte Ringen zu Ende. Es hat uns große Siege, aber auch schwere Niederlagen gebracht. Die deutsche Wehrmacht ist am Ende einer gewaltigen Übermacht ehrenvoll unterlegen.

Der deutsche Soldat hat, getreu seinem Eid, im höchsten Einsatz für sein Volk für immer Unvergeßliches geleistet. Die Heimat hat ihn bis zuletzt mit allen Kräften unter schwersten Opfern unterstützt. Die einmalige Leistung von Front und Heimat wird in einem späteren gerechten Urteil der Geschichte ihre endgültige Würdigung finden. [...]

„Führererlass“ vom 19. März 1945 („Nero-Befehl“)

Mit dem Erlass – in der Nachkriegsliteratur „Nero-Befehl“ genannt – wird die Strategie der „verbrannten Erde“ beim Rückzug der Wehrmacht fortgesetzt. Im Gedächtnis haften blieb die völlige Vernichtung Warschaus und der (nicht ausgeführte) Befehl zur Zerstörung von Paris. Nun ordnet Hitler an: „Der Kampf um die Existenz unseres Volkes zwingt auch innerhalb des Reichsgebietes zur Ausnutzung aller Mittel, die die Kampfkraft unseres Feindes schwächen und sein weiteres Vordringen behindern.“ Konkret wird die Zerstörung „aller militärischen Verkehrs-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte“ befohlen, die der Feind sich „sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann.“ Rüstungsminister Speer zitierte später aus einem Gespräch mit Hitler: „Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das deutsche Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen [...]. Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen!“

Propaganda bis in den Tod

► „Panzerschichten“ und Tote an der „Front der Arbeit“¹

„Ein tragisches Ereignis erschütterte im November 1940 Suderwich. Bei Schlagwetterexplosionen mit anschließenden Kohlenstaubexplosionen kamen insgesamt 17 Bergleute ums Leben. Nur 2 konnten davon geborgen werden. Die restlichen 15 Bergleute blieben im Berg. Einige der Verunglückten und deren Angehörige einschließlich der Kinder kannte ich persönlich, und das machte mich tief betroffen. Der 2. Weltkrieg war schon im 2. Jahr. Die damaligen Machthaber nutzten dieses schwere Grubenunglück noch zu Propagandazwecken. Die Beisetzung der 17 Särge wurde mit großer Parteipräsenz durchgeführt. Die verunglückten Bergleute waren an der Front der Arbeit als Helden gefallen, so Robert Ley. Mit fortschreitender Kriegsdauer wurde von den Bergleuten immer mehr verlangt. Heute erinnert ein Gedenkstein mit 17 Bohrlöchern an die damals verunglückten Bergleute. Oft durch Fliegeralarm aus ihren Erholungs- und Ruhephasen gerissen, mussten die Bergleute auch noch sogenannte Panzerschichten an den vorher noch arbeitsfreien Sonntagen verfahren.

Am 1. April 1945 wurde Suderwich von den Amerikanern erobert und besetzt. Die Kohlenförderung konnte aber nicht wieder aufgenommen werden. Der Grund war folgender: Die zurückgehenden deutschen Truppen hatten Befehl, alle Produktionsstätten zu zerstören. Der zuständige Wehrmachtsoffizier wollte die Fördermaschinen des Schachtes 4 sprengen lassen. Es ist ein Verdienst des damaligen Tagesbetriebsleiters, Inspektor Mester, dass es nicht zur Sprengung kam. Herr Mester hatte den Offizier mit dem Versprechen überzeugt, die Maschinen ohne Sprengung so zu zerstören, dass sie nie wieder genutzt werden

können. In Wirklichkeit ließ er sie bis zur Unbrauchbarkeit fachmännisch zerlegen, so dass sie nach Beendigung der Kriegsergebnisse wieder betriebsbereit zusammengebaut werden konnten. Beim Zusammenbau der 2. westlichen Maschine war ich dabei.

Am 1. Juni 1945 hatte ich als Schlosserlehrling in der Übertageschlosserei König Ludwig 4/5 meine Tätigkeit im Bergbau aufgenommen. Durch die unbrauchbar gewordenen Fördermaschinen war ja auch keine normale Seilfahrt mehr möglich. Wenn also niemand mehr einfahren konnte, um die Pumpen der Wasserhaltung zu bedienen, wäre die Grube abgesoffen. Der damalige Maschinensteiger Untertage, Fritz Laubinger, hat Leute seiner Abteilung motiviert. Diese sind dann über den Fahrschacht zur 620 m und 800 m -Sohle geklettert und haben die Pumpen der jeweiligen Wasserhaltung betätigt.

Diese Leute haben das solange gemacht, bis die 1. Fördermaschine wieder betrieben werden konnte. In der Zeit, in der die Bergleute nicht einfahren konnten, wurden diese zur Beseitigung der entstandenen Kriegsschäden in Suderwich eingesetzt. Da wurden z. B. die noch in den letzten Kriegstagen errichteten Panzersperren an den Zechenbahnbrücken auf der Sachsen- und Lülfsstraße wieder beseitigt.

Als ich April 1944 aus der Volksschule entlassen wurde, besuchte ich die Handelsschule in Recklinghausen. Meine Eltern, besonders aber mein Vater, wollten nicht, dass ich mich für eine Tätigkeit im Bergbau entschied. Ich sollte eher eine kaufmännische Laufbahn einschlagen. Durch die Kriegsergebnisse wurde die Handelsschule im September 1944 geschlossen. Unter anderem wurde ich mit meinen Schulkollegen und vielen anderen Jungen von weiterführenden Schulen zu Schanzarbeiten und Panzergrabenbau in Holland bei Nijmegen und später beim Bau von Flakstellungen im Raum Dorsten eingesetzt.

Ab Oktober 1944 ging die allgemeine Ordnung im damaligen Deutschen Reich durch das weitere Vorgehen der Alliierten in ein Chaos über. Wir wurden von Dorsten wieder nach Hause geschickt und dann von der Leitung der Hitlerjugend bei Bedarf zu Erntearbeiten in der Landwirtschaft oder auch zur Mithilfe bei der Beseitigung von Bombenschäden in Recklinghausen eingesetzt. Im Februar 1945 kam überraschend die Mitteilung, dass die Handelsschule² ab dem 1. März 1945 wieder in Betrieb ging. Ein geregelter Schulbetrieb war aber nicht mehr möglich, da durch die immer wieder ausgelösten Fliegeralarme wir mehr im Schutzbunker als in der Schule waren. Dann kam der denkwürdige 23. März

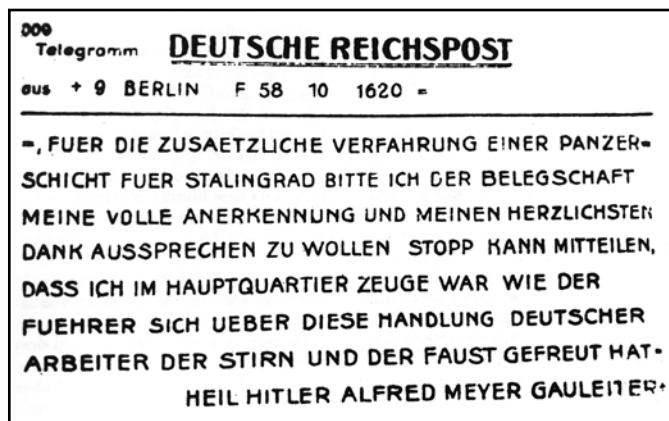


Der Preis der Helden der „Front der Arbeit“



Denkmal auf dem Friedhof Suderwich (Foto: J. Pohl)

1945. Gegen Mittag gab es wieder Fliegeralarm. Da die vorgesehene Unterrichtszeit praktisch zu Ende war und noch kein akuter Alarm ausgelöst war, sind mein Suderwicher Kollege Bernhard Sauermann und ich in Richtung Suderwich gegangen. Bei Fliegeralarm waren die öffentlichen Verkehrsmittel - hier Straßenbahn - außer Betrieb. Wir gingen über die Castroper Straße bis kurz vor der Wirtschaft Karte, heute „Entenhaus Tang“, als ein riesiger Bomberschwarm der Amerikaner am strahlendblauen Himmel auftauchte. Die viermotorigen Bomber flogen Richtung Süden. Plötzlich änderten diese die Flugrichtung und nahmen Kurs auf Recklinghausen. Wir eilten schnellstens in den Schutzkeller der Gastwirtschaft Karte. Die Stahltür des Kellers war gerade geschlossen, als die Bombenabwürfe begannen. Der Boden unter uns bebte. Wir hatten uns vor Angst auf den Kellerboden geworfen. Dann wurde es ganz ruhig. Wir lebten also noch. Kurz darauf hörten wir aufgeregtes Schreien, das von draußen kam.



Die Schutzkellertür wurde geöffnet, und die Außenstehenden teilten uns mit, dass ein Erdbunker etwa 400 m von uns auf der Alten Grenz Straße einen Volltreffer bekommen hatte. Mein Kollege und ich sind nach Beendigung des Fliegeralarms noch zu dem Bunker geeilt. Alle Insassen waren tot. Auf der Wiese vor dem Bunker lagen verstreut noch 3 männliche Tote, die den Bunker vor dem Bombenabwurf nicht mehr erreicht hatten.

Auf dem Wege nach Suderwich kamen wir noch an einigen Bombentrichtern vorbei. Der Schwerpunkt dieses Bombenangriffes lag im Recklinghäuser Nordviertel, das dabei fast völlig zerstört wurde. Mit diesem schwersten Bombenangriff auf Recklinghausen im 2. Weltkrieg wurde der Handelsschulbetrieb endgültig eingestellt. Von da an war ich ohne geregelte Tätigkeit zu Hause. Die Luftangriffe, besonders aber die Tieffliegerangriffe der Alliierten am helllichten Tage, wurden immer häufiger. Man konnte oft die Konturen der Piloten in den tiefliegenden Jagdbombern erkennen. Kurz vor Ostern 1945 bekam ich dann als 14-jähriger einen Stellungsbefehl. Am Gründonnerstagabend, 19 Uhr, sollte ich mich mit meiner Grundausrüstung an der heutigen Grundschule Schulstraße 74, Ecke Wilhelminenstraße, einfinden. Am Nachmittag ging ich ins Suderwicher Dorf und traf auf dem damaligen Hof Bredeck, heute Freitag, auf eine Nebelwerfer-Batterie der Wehrmacht. Mit einem der Soldaten kam ich ins Gespräch. Als der davon hörte, dass ich mich abends noch stellen müsste, sagte der kopfschüttelnd: „Junge, wo willst du denn noch hin? Der Ruhrkessel ist zu!“ Daraufhin ging mein

Vater mit mir zu dem angegebenen Treffpunkt. Außer meinem Vater kamen auch andere Väter, alles Bergleute, mit dorthin. Dort erwartete uns ein etwa 18-jähriger Hitlerjugendführer. Als einige der aufgebrachten Väter dem HI-Führer androhten, ihn totzuschlagen, falls er mit uns Jungen abziehen wolle, hat dieser uns wieder nach Hause umkehren lassen, wo meine Mutter uns dann erleichtert empfing.

Ab Karfreitag hielten wir uns fast nur noch im Schutzbunker bei Flögel auf, da mein Elternhaus und auch die Nachbarhäuser keinen eigenen Schutzraum hatten.

Am 1. Ostertag, dem 1. April 1945, gegen 18 Uhr erreichten die vorgerückten Amerikaner Suderwich. Mein Vater wollte nicht mehr länger in dem engen und vollbelegten Schutzbunker bleiben und ging mit meiner damals 5-jährigen jüngeren Schwester zu meinem etwa 200 m entfernten Elternhaus. Es dauerte nicht lange und die Beiden kamen wieder zurück. Was war geschehen? Deutsche Flakartillerie hatte auf die vorrückenden Amerikaner geschossen und dabei unser Haus mit 4 Granaten so schwer beschädigt, dass im Wohntrakt zur Straßenseite hin alle Fenster und Teile des Mauerwerks ins Haus geschleudert wurden. Am nächsten Morgen haben wir dann die Trümmer aus den Wohn- und Schlafräumen entfernt, die Fensteröffnungen mit Brettern verschlagen und die betreffenden Räume so weit wie möglich wieder hergerichtet.

Bei diesen Arbeiten wurde mein Vater von einem ehemaligen Kriegsgefangenen Russen erkannt, der von den Amerikanern aus dem naheliegenden Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager (unterhalb König Ludwig 7/8) befreit worden war und mit einer Gruppe Kameraden an unserem Hause vorbei kam. Der Russe, Ivan mit Namen, begrüßte meinen Vater überschwenglich. Mein Vater erkannte ihn zunächst nicht, da der Mann abgemagert und entkräftet aussah. Die zurückgehenden deutschen Truppen hatten ihn wegen seines Gesundheitszustandes mit anderen Kranken im Lager zurückgelassen. Bei diesem Russen handelte es sich um einen Arbeitskameraden meines Vaters im Untertagebetrieb König Ludwig 7/8. Mein Vater hatte vor jeder Schicht meine Mutter gebeten, einen Doppelten, gut belegt, für diesen Russen Ivan mitzugeben. Ein solches Vorhaben war zur damaligen Zeit absolut verboten und wurde bei Aufklärung unter Strafe gestellt. Mein Vater hatte dann dieses Butterbrot, eingewickelt in Papier, gesondert an einem Stück Schießdraht aufgehängt und dem russischen Kumpel mit den Augen zu verstehen gegeben, dass dieses Brot für ihn bestimmt ist. Ivan hatte dann bei dieser Begegnung mit meinem Vater alle Machorkabestände¹ aus seinen Taschen geholt und aus Dankbarkeit meinem Vater gegeben mit den Worten: „Du warst immer gut zu mir!“ [...]

Herman Ortmann, Am Mühlenteich 2

1 Unsere Zeche König Ludwig. Wiege der Ruhrfestspiele und mehr ..., hg. v. d. AG „König Ludwig“ im Förderverein Bergbauhistorischer Stätten im Ruhrrevier e. V. und Christoph Thüer. Regio-Verlag Werne 2005, S. 138 - 140

2 Die Städtische Handelsschule und die Berufsschule lagen an der Kemnistr. 11.

3 Russische Tabaksorte



Propaganda in Presse und Plakaten



Schüler der Feldschule graben Schutzgräben gegen Bombsplitter 1939
(Foto: G. D. Dunke, Schul-Sachen, Verlag Winkelmann, Recklinghausen 1984)

Dieses Haus ist schlecht verdunkelt!

Dadurch sind nicht nur seine Bewohner,
sondern auch die Nachbarn gefährdet.
Der Feind wirft seine Bomben dort
ab, wo er einen Lichtschein bemerkt.

Luftschutzwart und Hausbewohner
werden aufgefordert, selbst dafür zu
sorgen, daß auch in diesem Hause die
Verdunkelung schnellstens und restlos
durchgeführt wird.

Dieser Anschlag wird erst entfernt
werden, wenn alle Wohnungen und das
Treppenhaus — auch nach der Hof-
seite — einwandfrei verdunkelt sind.

DER ORTSPOLIZEIVERWALTER

Festgestellt am: _____

Unbefugte Entfernung dieses Anschlages wird bestraft



Stollenbunker Halde Wanner Straße 1943
(Hochlarmarker Lesebuch, S. 191)

Verdunklung aller Häuser gegen „feindliche Luftaufklärung“



Hochbunker Kuniberg 1945 (National Archive Washington)



Schülerinnen der Mädchenoberschule bei Aufräumarbeiten
(B. Burghardt, S. 199)



Wochenspruch der NSDAP, hg. v. d. Reichspropagandaleitung,
Mai 1941

► „Gefallene Helden“ – Heroische Feldpostbriefe¹

„Möge es tröstlich sein, dass Ihr Sohn, der im Leben fröhlich war, auch sein Leben freudig hingegeben hat.“ Das Schreiben des Regiments-Kommandeurs an die Mutter des erschossenen Klemens Strübbe (Abitur-Jahrgang 1937) muss uns heute makaber, ja zynisch vorkommen. Liest man zwischen den Zeilen, so war der unerfahrene „frische und schwungvolle junge Offizier“ ganz offensichtlich in einem blutigen Gefecht angesichts der „Offiziersverluste“ regelrecht verheizt worden. Der gerade erst übernommenen Kompanie in „jugendlicher Begeisterung“ vorausstürmend, hatte er bereits den ersten Einsatz nicht überlebt. Und doch ist dieser in „wärmster Anteilnahme“ geschriebene Brief in seiner unpolitischen, persönlichen Form eine positive Ausnahme, da er die zunehmend standardisierte und überhöhte Heldenrhetorik vermeidet. Da ist das Schreiben vom 22.11.1943 an die Angehörigen des „in höchster soldatischer Pflichterfüllung, getreu seinem Fahneneide, für Großdeutschland gefallen“ Johannes Rottwinkel (Abiturientia 1942) schon typischer.

„... Sein Leben freudig hingegeben“

[Klemens Strübbe (Abiturientia 1937), gefallen 31.7.1941]

Kommandeur

Rgt.-Gefechtsstand, den 4.8.1941
des Infanterie-Regiment 78

Sehr verehrte gnädige Frau.

Es ist mir außerordentlich schmerzlich, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Sohn Clemens in den Kämpfen der vergangen-ten Tage gefallen ist. Ganz gegen den Wunsch dieses frischen und schwungvollen jungen Offiziers wurde er zunächst nicht unmittelbar an der Front verwendet. Als aber die Offiziersverluste sich mehrten, und ich ihm eröffnen konnte, dass nunmehr seine Stunde geschlagen und er eine Kompanie übernehmen solle, ging ein Leuchten über sein Gesicht. In kürzester Frist übernahm er die im harten Kampf befindliche 9. Kompanie und riss sie durch seine jugendliche Begeisterung und seinen vorbildlichen Mut vorwärts. Leider war es ihm nicht vergönnt die Kompanie zum endgültigen Sieg zu führen, da er schon bald seine erste Verwundung erlitt. In dem weiteren harten Kampfverlauf erhielt er eine zweite schwere Verwundung, an deren Folgen er noch in derselben Nacht im Feldlazarett verschied.

Das Regiment steht in stolzer Trauer an der Bahre dieses ewig fröhlichen und draufgängerischen Offiziers, der seinen Untergebenen Vorbild und den Kameraden vorbildlicher Kamerad war.

Mit dem ganzen Offizierskorps des Regiments nehme ich Anteil an Ihrem bitteren Schmerz.

Das Regiment ist stolz auf Leutnant Clemens Strübbe, der in vorbildlicher Weise seine Offizierspflichten erfüllte und schliesslich das grösste Opfer für das Regiment gab.

Möge es Ihnen tröstlich sein, dass Ihr Sohn, der im Leben immer fröhlich war, auch sein Leben freudig hingegeben hat.

In wärmster Anteilnahme
Ihr ergebener
Butze, Oberst

Angesichts der immer massiver werdenden Verluste, die Hitlers Angriffskriege produzierten, waren es nicht nur die in Schulen und HJ anerzogene Kampfbegeisterung und die in der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie in Radio, Wochenschau und Durchhaltefilmen und in der Presse vermittelten heroischen Blitzkriege oder später auch der strategischen Rückzüge auf dem Weg zum Endsieg, die die Bevölkerung beeinflussten. Die „Heimatfront“ stand zunehmend unter dem Eindruck der persönlichen Familienerfahrungen. Millionen von Großeltern, Vätern, Müttern, Geschwistern, Freundinnen, Ehefrauen und Freundeskreise warteten auf Lebenszeichen ihrer Angehörigen. Jede Todesnachricht und vor allem die wachsende Zahl der Gefallenen konnten als Kontrast zur Sieghpropaganda verstanden werden. So dürfen auch die Todesbenachrichtigungen von der Front nicht als „privat“ verstanden werden. Sie mussten der Kriegspropaganda angepasst und untergeordnet werden:

Die Kondolenzschreiben nennen Ort und Datum des Todes und ordneten sie in den großen Zusammenhang bedeutender Kämpfe ein. Die Gefallenen werden als „leuchtendes Vorbild als Soldat und Kamerad“, als die „Besten der Kompanie“, als die „Tapfersten“ und „Schneidigsten“ vorgestellt, die zur Ehrung wegen „Tapferkeit“ bereits vorgeschlagen worden seien oder denen man sie posthum verliehen habe. Der Tod der „gefallenen Helden“ wird in dem Kampf „für die Größe und den Bestand unseres Volkes und Reiches und für seinen Führer“ eingeordnet

.Diese ideologische Sinnstiftung spiegelt sich regelmäßig in der Standardbezeichnung von der „stolzen Trauer“ in den Todesanzeigen der Ortspresse wider. Eine Todesanzeige, die weder auf diese Begrifflichkeit, noch auf die Deutung vom „Heldentod“ zurückkehrte, sondern stattdessen vom „tiefen Schmerz“ sprach, entsprach nicht der offiziellen Sinnstiftung des Kriegstodes.

Zur Trauerbewältigung für die Angehörigen sollten immerhin Darstellungen von einem würdigen Begräbnis und einer schönen Grabanlage beitragen: „In der Abenddämmerung gegen sieben Uhr haben wir ihn dann unter Ehrensäulen der deutschen, rumänischen und feindlichen Artillerie begraben – sein Kompanieführer, ich, der Oberfeldwebel des Zuges und ein Feldwebel des Nachrichtenzuges senkten den Gefallenen in einer Wolldecke in die Erde und schaufelten sein letztes Bette zu“, heisst es in einem Schreiben an die Angehörigen des am 28.09.1941 in Russland gefallenen Ulrich Klotz. In den ersten Kriegsjahren gab es sogar „Gräberoffiziere“, die die Grablege und Informationen der Verwandten organisierten; für viele Familien in den letzten Kriegsjahren blieb nur die lapidare Nachricht „gefallen im Osten“.

Das große Lohtor-Mahnmal, 1928 zur Erinnerung an 2279 namentlich aufgeführte Gefallene des Ersten Weltkriegs errichtet, ist heute die Gedenkstätte für die zahlreichen Opfer der NS-Herrschaft und des von den Nationalsozialisten entfesselten Kriegs.

Georg Möllers

1 www.recklinghausen.de/gedenkbuch (Stätten der Herrschaft, Kpt. 3.10)

► Todesanzeigen für „Führer und Vaterland“

Im Laufe des Krieges ist eine Entwicklung der Todesanzeigen zu beobachten: Mit der steigenden Anzahl an Kriegstoten sank ihre Größe. Gleichzeitig wurden auch der Inhalt von ideologischen und militärischen Sprachregelungen durchdrungen, selbst bei den Anzeigen der sechs Toten des Bombenangriff auf St. Peter 1944. Sie befanden sich auf den vier Seiten Todesanzeigen der RZ vom 20.9. 1944. Entwickelte sich bei Kriegsgefallenen der Topos von der „soldatischen Pflichterfüllung“ zur Norm, vor der sich die Angehörigen „in stolzer Trauer“ verneigen, so formulieren hier die vier Anzeigen mit einer Trauerformel von „tiefem Schmerz“, „stiller Trauer“ und „unsagbarem Weh“. Dies ist schon bemerkenswert, da in mindestens drei Fällen trauernde Angehörige selbst im Fronteinsatz („im Felde“) sind und – mit einer Ausnahme (!) alle Anzeigen mit dem „Eisernen Kreuzes“ der Wehrmacht gewissermaßen als Opfer der „Heimatfront“ in das Kampfgeschehen eingeordnet werden.

Gemein ist allen Anzeigen die Einordnung des Todes als eines „tragischen Geschicks“. Drei finden zudem Raum für einen religiösen Bezug; zwei davon sprechen davon, dass Gott ein „großes Opfer“ forderte. „Für Führer, Volk und Vaterland“ gestorben heißt es nicht nur der säkularen Anzeige des Marinesoldaten Herbert Wagner. Selbst beim Zivilopfer Gertrud Laakmann findet sich die Formel – im seltsamen Spagat mit dem Bekenntnis zum „Vertrauen auf den Allmächtigen“. Am konsequentesten und völlig unbeeindruckt von vorherrschenden und verordneten Vorgaben ist in Form und Inhalt die Anzeige für die 67jährigen Clementine Vethacke. Ihr Glauben an das „Reich“ bezog sich nämlich auf „ihren Erlöser“.

Georg Möllers

 Gott forderte, von uns ein großes Opfer. Durch tragisches Geschick wurde 1944 meine innigstgeliebte, herzensgute Frau, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Kläre Bresser
geb. Wiethoff

aus unserer Mitte gerissen. Sie starb nach einem Leben voll Liebe und Sorge im Alter von 41 Jahren. In tiefem Schmerz: Frans Bresser u. Anverw. Recklinghausen (s. Z. Dortmund Str. 7), s. Z. im Felde, Mühldorf (Obb.) und Hamm, den 15. September 1944. Seelenamt am 19. Sept., 9 Uhr, in der Gymnasialkirche; anschließ. Beerdigung vom Friedhofstor, Börster Weg. Andacht in der Gastkirche am Montag, 18. September, 19 Uhr.

 Plötzlich und unerwartet fiel durch ein tragisches Geschick unsere liebe, einzige Tochter und meine einzige Schwester

Brunhilde Prymka
im Alter von 20 Jahren.

Die trauernden Eltern und Anverwandten.

Recklinghausen, im Felde, Köln, Trier, Langenlebern (Ostmark), den 19. September 1944.

Beerdigung: Freitag, 23. Sept., 15.30 Uhr, von der Leichenhalle des evgl. Friedhofs aus.

 Gott der Herr forderte von uns ein großes Opfer. Er nahm durch tragisches Geschick meine herzensgute Frau, unsere treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Theodor Vethacke
Clementine geb. Bußmann

im Alter von 67 Jahren zu sich in sein Reich. Sie ging von uns im festen Glauben an ihren Erlöser, wohl vorbereitet durch einen frommen Lebenswandel. In stiller Trauer: Theodor Vethacke nebst Kindern und Anverwandten. Recklinghausen (s. Z. Straße d. SA. 24), Amerika, im Felde, Nürnberg, 16. September 1944. Seelenamt: Mittwoch, 20. Sept., 8.15 Uhr, in der Gymnasialkirche. Beerdigung am gleichen Tage 10.30 Uhr vom Friedhofseingang am Börster Weg. Andacht in der Gastkirche Dienstag 19 Uhr.

 Durch tragisches Geschick starb meine gute, treusorgende Ehegefährtin, unsere lb. Mutter und Oma

Ehefrau

Gertrud Laakmann
verw. Leismann, geb. Gütte

im Vertrauen auf den Allmächtigen nach einem arbeitsreichen Leben. Auch sie gab ihr Leben für Volk und Führer. Im Namen der Hinterbliebenen: Heinrich Laakmann.

Recklinghausen. (Münsterstr. 13), Dinslaken-Hiesfeld, 16. 9. 1944. Beerdigung: Mittwoch, 20. Sept., 15 Uhr, vom Friedhof, Börster Weg. aus.

 Plötzlich wurde unsere geliebte, immersorg. Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwägerin und Tante

Wwe. Anna Lange
geb. Gillissen

65 Jahre alt, durch tragisches Geschick aus unserer Mitte gerissen. In unsagbarem Weh: Josef Lange u. Frau Henny geb. Münch, Karl Möller und Frau Aenne geb. Lange, Heinrich Lange und Frau Elli geb. Lange, Theo Brüninghoff und Frau Mia geb. Lange.

Recklinghausen (Dortmunder Str. 7) und im Felde, 14. 9. 44. Beerdigung: Montag, 18. Sept., 10.15 Uhr, von d. Leichenhalle des Friedhofs in Recklinghausen. Ost aus. Vorher 9 Uhr Levitenamt in der Liebfrauenkirche. Sonntag 18.30 Uhr Andacht.

 Durch tragisches Geschick wurde unser lieber, sonniger Junge und Bruder, der

Steuermannsgesfreiter

Herbert Wagner

im Alter von 19 Jahren plötzlich und unerwartet aus unserer Mitte genommen. Er starb für Führer und Vaterland. Die trauernden Hinterbliebenen. Oer-Erkenschwick, Im Bruch 7, den 15. September 1944. Beerdigung: Sonntag, 17. Sept., 13.30 Uhr, auf dem Waldfriedhof in Erkenschwick.

[...] Der Nationalsozialismus war eine politische Bewegung, die nicht an die Vernunft der Menschen, sondern vor allem an ihr Gefühl appellierte. Mit der ideologischen Kunstfigur der „Volksgemeinschaft“ wurde jedem einzelnen suggeriert, Teil einer großen Bewegung zur Befreiung und Erlösung des deutschen Volkes zu sein. Die Auserwähltheit der Deutschen, die ihr Führer Adolf Hitler aus der Erniedrigung zur Weltherrschaft führen wollte, wurde von der nationalsozialistischen Propaganda mit religiösen Anleihen aus dem Christentum in festen Ritualen zelebriert.

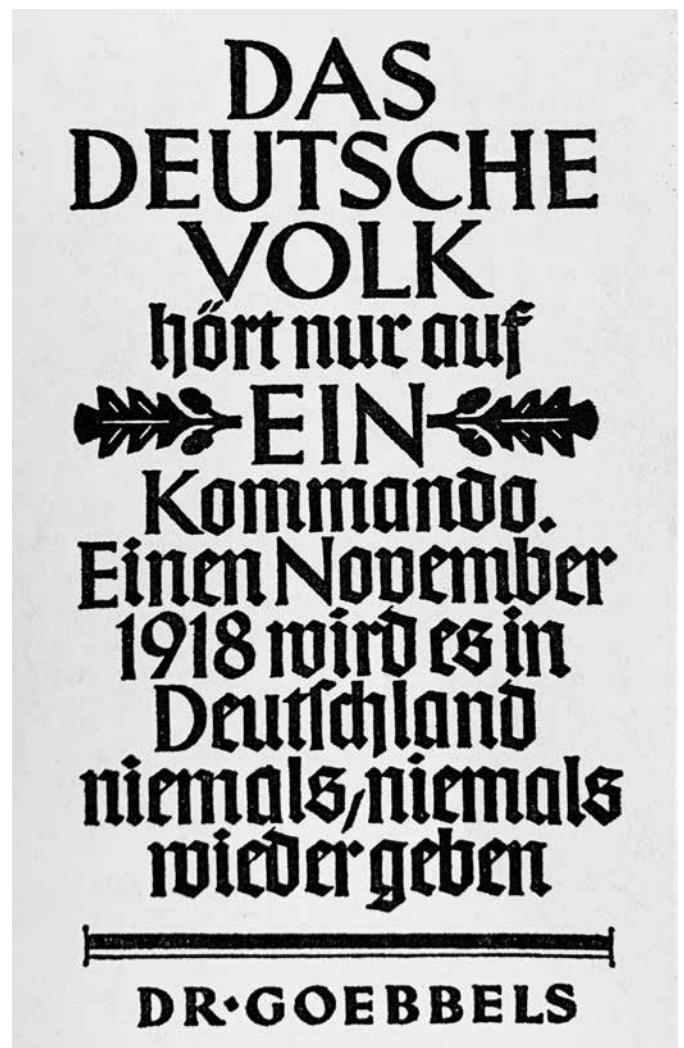
Ziel war es, die Massen an die Idee des Nationalsozialismus zu binden, nationalsozialistische Herrschaft und Krieg als das von Gott gewollte Erlösungswerk des Führers erscheinen zu lassen. Die liturgische Anlage von Feiern und Gedenktagen war den Machthabern so wichtig, dass zu dieser Thematik eigens eine Zeitschrift erschien. Neben den Lebensfeiern, die christliche Taufe, Kommunion/Konfirmation, Trauung und Totenfeier langfristig ersetzen sollten, spielte vor allem die politische Feier eine große Rolle. Wie der christliche Feiertagskalender, so hatte auch der NS-Kalender seine feierlichen Höhepunkte, wie etwa den „Heldengedenktag“ am 5. Sonntag vor Ostern, der den Volkstrauertag der Weimarer Republik ablöste. An diesem Tag wurde 1935 die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verkündet und der Einmarsch in die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes begonnen. Als ebenso wichtiges Datum galt den Nationalsozialisten der 9. November, der „Tag der Gefallenen der Bewegung“ zum Gedenken an Hitlers (gescheiterten) Putschversuch vom 9. November 1923. An diesem Tag, der die gesamte NS-Führung in München versammelte, wurde bewusst die Reichspogromnacht von 1938 mit brutalen Ausschreitungen gegen die Deutschen jüdischen Glaubens und der Zerstörung ihrer Synagogen inszeniert.

Für die örtlichen NSDAP-Spitzen boten Gedenktage, Feiern, Aufmärsche und Totenehrungen willkommene Anlässe, sich in Szene zu setzen. Der Städtische Saalbau gab den kultischen Ritualen den angemessenen äußeren Rahmen. So auch der 3. November 1940, als die NSDAP-Kreisleitung zu einer Morgenfeier lud „zu Ehren der gefallenen Söhne des Vestes“. Die „Vestische Feldpost“ beschrieb die Feier unter der Überschrift „Heldentod gebiert die Freiheit“: „In einer Morgenfeier gedachte die Kreisleitung Recklinghausen der NSDAP der gefallenen Söhne aus ihrem Hoheitsbereich Es war keine Stunde vieler Worte, aber eine, in der heldische Musik und heldisches Wort zu Herzen sprachen Allbeherrschend war in dem ernsten Schmuck des Saales das Eiserne Kreuz, umwunden mit dem Symbol des deutschen Heldentums, mit dem Eichenlaub SA-Brigadeführer Vogel verlas die Namen der Gefallenen Mit ihnen zogen erst einmal die großen Abschnitte dieses Krieges an uns vorüber. Polen, Norwegen, dann Holland, Belgien und Frankreich. Aber auch die Kämpfe zur See und in der Luft haben Opfer aus dem Vest gefordert Das aber, was der Sinn des Opfers war, steht vor der Vollendung: der Sieg Kreisleiter Brauns entließ die

Feierstunde in dem Gruß an das ewige Deutschland, in dem Gruß an seinen kühnsten und herrlichsten Sohn, Adolf Hitler.“

Zwischen den Ansprachen der Partei-, Wehrmacht- und SA-Führer spielte das städtische Orchester die Coriolan- und Egmont-Ouvertüre von Beethoven, wobei Musikdirektor Hegmann „beiden Werken das Äußerste an zuchtvoller Eindringlichkeit“ gab. Orgeltöne begleiteten das Vorlesen der Namen der Gefallenen. Noch einmal erklang die Stimme des Sprechers auf. In erhabener Größe erstanden die Worte aus der `Edda`: „Ewig ist der Toten Tatenruhm.“ Zum Zeitpunkt der Morgenfeier stand Deutschland 14 Monate im Krieg.

1 www.recklinghausen.de/gedenkbuch; vgl. Geck/Möllers/ Pohl: Wo du gehst und stehst. a.a.O.. Recklinghausen 2002, S. 121-122



Goebbels Zitat

Ausgegrenzt – Ermordet

► Isoliert in Gethtohäusern und deportiert¹

Die Lebenssituation der Bewohner der fünf 1942 entstandenen „Judenhäuser“ war erbärmlich; der Besitz von Zeitungen, Radios, Schreibmaschinen, Fahrrädern, Haustieren etc. war ebenso verboten wie die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und Fernsprecher. Einige Bewohner, wie der 1925 geborene Rolf Abrahamsohn wurden noch bis zum 15.1.1942 zu Zwangsarbeiten eingesetzt. Die Arbeit in der Schwefelgrube der Ruhrgas AG in Horst war gefährlich und erbrachte ca. 15 Mark pro Woche, von denen er mit seiner Mutter leben musste. Das Geschäft der Familie war in der Pogromnacht 1938 zerstört und der Vater schwer verletzt worden. Dann wurden sie aus Marl ausgewiesen.

Dazu kam seit Kriegsbeginn 1939 die Zuteilung von Lebensmittel- und Kleidungskarten. Diese Berechtigungsabschnitte zum Einkauf lagen deutlich unter den Rationen für „arische“ Deutsche. Zudem war der Einkauf nur noch zu festgelegten Zeiten in zugeteilten Geschäften gestattet: *„Wir durften in Recklinghausen nur einen Laden besuchen [...] Wenn aber ein Arier hereinkam, mussten alle Juden herausgehen.“* Um bei den knappsten Rationen leben zu können, entwickelte sich ein Tauschhandel: *„Mutter musste außerdem wertvolle Gegenstände, wie z. B. Porzellan verkaufen.“* Angesichts der Beobachtung der Häuser und der gesellschaftlichen Isolierung war dies lebensgefährlich. Der 1938 aus Marl vertriebene Rolf Abrahamsohn fuhr per Fahrrad zu bekannten Familien *„Hätte man sie erwischt, hätte man Herrn Rütter oben an der Windmühle aufgehängt.“* Der Kaufmann Benno Tepper (geb. 27.12.1888 in Szufnarow), der einen Althandel an der Breite Str. 35a besessen hatte, war 1940 zu einem christlichen Freund nach Wanne-Eickel gefahren, der ihn bei der Besorgung von Lebensmitteln unterstützte; um überhaupt Verkehrsmittel nutzen zu dürfen, hatte er dazu den Judenstern abgelegt. Auf seine Rückkehr warteten die Bewohner der Kellerstr. 1 vergebens: *„Benno kam nicht. Nach acht Tagen kam er dann doch - in einer Urne.“* Am 20.3.1940 war er in das KZ Sachsenhausen (*„Schutzhaft, Jude, Pole“*, Nr. 17590) eingeliefert worden und wurde am 3. September nach Dachau verbracht; hier kam er am 8. Mai 1941 ums Leben (*„Versagen von Herz und Kreislauf“*).

Angesichts dieser Atmosphäre von Überwachung, Angst und Repression erschienen selbst kurze Gespräche als Risiko: *„1941 – mein Bruder war gerade gefallen – reinigte ich gerade Flur und Treppe und plötzlich stand Frau Levi hinter mir. Sie drehte mir aber den Rücken zu, damit es nicht auffiel, dass wir uns unterhielten. Die Juden hatten nämlich Angst, dass uns etwas passierte. Sie fragte mich, warum ich Trauerkleidung trüge. Ich sagte es ihr, und sie flüsterte: „Meinen Mann haben sie festgenommen,“ erinnerte sich Frau Schlüter, die Kellerstr. 8 wohnte.*

Unter solchen Umständen sind Nachbarschaftshilfen wie an der Kellerstraße, wo im Schutz der Dunkelheit Lebensmittel-

hilfen der Metzger Stöwe und Hobbold von der Brandstraße oder dringendste Reparaturen durch den Schlossermeister Wilhelm Gertz organisiert wurden, nur wenige bekannt: *„Ich sehe noch Herrn Sternberg im Schatten der beiden Kastanien an der Bochumer Straße/Ecke König-Ludwig-Straße stehen, wie er mir leise zurief, ich solle Vater [gemeint ist der Lokomotivführer und gelernte Schlosser Erkes] Bescheid sagen, dass er gebraucht werde. Da trug er bereits den Judenstern. Das war, als die Juden im Haus Bochumer Straße 100 zusammengepfercht waren. Mein Vater hatte auch immer Angst und traute sich nur noch nachts dorthin. Gottseidank wohnten rings um Haus keine Nazis, die Anzeige erstattet hätten.*

Von den 19 Bewohnerinnen und Bewohnern des Süder Hauses überlebten nachweislich 16 die Deportation nicht. Da *„in absehbarer Zeit die Wohnungen der hier noch anwesenden Juden frei“* würden, so das Polizeipräsidium am 13.12.1941 in einem Brief an das Finanzamt, begaben sich nicht nur Behörden sondern auch Privatleute Ende 1941 in einen Wettlauf um die Häuser, in denen zu diesem Zeitpunkt die letzten jüdischen Einwohner der Stadt noch um ihr tägliches Leben bangten. Nur dem Ehepaar Isacson gelang noch die Flucht: *„Im Januar 1942, 3 Tage bevor der Abtransport der armen Recklinghäuser vor sich ging, hatten wir Gelegenheit heimlich fortzugehen. 3 Wochen hat es gedauert, bis wir endlich unser Ziel zu unseren Kindern zu kommen, erreichten.*

In Recklinghausen erinnerten nur noch Akten und Hausrat an die Deportierten: In den städtischen Abmeldebescheinigungen, die sonst penibel die neuen Wohnadressen vermerkten, hieß es hinter den Namen mit dem Datum „24.1.42“ lapidar *„nach unbekannt“*. Sie wurden deportiert in das Ghetto in Riga. Wer nicht schon vorher an Krankheiten, Hunger oder durch Selektionen getötet worden war, wurde bei der Auflösung des Ghetto Anfang November 1943 ermordet; nur wenige Recklinghäuser Juden überlebten.

1 Auszug aus: Georg Möllers/Jürgen Pohl, Abgemeldet nach „unbekannt“. Die Deportation der Juden aus dem Vest Recklinghausen. Essen 2. Aufl. 2017, S. 30-33

► Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter¹

Überall in Recklinghausen finden sich Gräber der Opfer von Krieg und Gewalt. Auf den sieben kommunalen und vier kirchlichen Friedhöfen wurden in 1.168 Einzelgräbern und zwei Sammelgräbern insgesamt 1.215 Kriegstote der beiden Weltkriege des letzten Jahrhunderts begraben: 690 Deutsche, 441 Russen, 34 Polen, 18 Unbekannte, 13 Belgier, 8 Holländer, 6 Kroaten, 3 Jugoslawen, je ein Norweger und Italiener. Die Kriegstoten sind auf Ehrenfeldern in gemeinschaftlichen Grabanlagen begraben. [...]

Der „Ewigkeitscharakter“ der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft ist gesetzlich geregelt. Die Kommunen haben würdige Grabstätten anzulegen, in Stand zu setzen und zu pflegen. Die Kosten hierfür werden nach Pauschsätzen erstattet. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge soll vor Änderung und Erweiterung geschlossener Begräbnisanlagen gehört werden. Er unterstützt die Friedhofsträger durch Beratungen, Empfehlungen und Fortbildungsangebote. Zudem bietet er zahlreiche friedens- und versöhnungspädagogische Angebote gerade für Jugend- und Schülergruppen an. [...]

Auf allen Kommunalfriedhöfen zusammen liegen 520 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. 82 % von ihnen waren sowjetische Staatsbürger. Die anderen waren Polen, Belgier, Holländer, Serben, Kroaten, Norweger und Italiener. Dass 80 % der Toten aus den besetzten Gebieten der UdSSR kamen, hängt zum einen mit der im Verhältnis zu anderen Nationen hohen Zahl, zum anderen aber auch mit der unmenschlichen Behandlung während ihres Arbeitseinsatzes zusammen. Der Umgang mit den Zwangsarbeitern erfolgte nach genauen Vorschriften der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), die sowohl das Verhältnis Deutschlands zum jeweiligen Rekrutierungsland (Kriegsgegner oder Verbündeter) als auch die Zugehörigkeit zu einer von der nationalsozialistischen Rassenideologie bestimmten Volksgruppe („germanisches Volk“, „nicht germanisches Volk“, „Slawen“ etc.) zur Grundlage hatte. Das Wachpersonal war angehalten, die Vorschriften penibel umzusetzen. [...]

Millionen deutscher Soldaten waren an den Fronten in Europa gebunden; sie fehlten als Arbeitskräfte und mussten nun durch Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten ersetzt werden. Seit März 1942 war Fritz Sauckel als „Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz“ im Deutschen Reich damit beauftragt, ein Millionenheer von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern aus ganz Europa zusammenzutreiben.

In Recklinghausen kamen zwischen 1940 und 1945 pro Jahr etwa 8.000 bis 10.000 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter zum Einsatz. Sie arbeiteten in der Landwirtschaft, vor allem aber in den Großbetrieben wie den Zechen König Ludwig, General Blumenthal und Recklinghausen II, der Becorit Grubenausbau GmbH, dem Eisenwerk Stolle, den Bischof-Werken, dem Reichsbahnausbesserungswerk und vielen anderen Betrieben. [...]

Bereits im Durchgangslager wurde für die Zwangsarbeiter eine Arbeitskarte mit Lichtbild erstellt, und zwar in doppelter Ausführung für das Reichssicherheitshauptamt und das örtliche Arbeitsamt. Rigide Bestimmungen der Gestapo, rassistisch abgestimmt auf die jeweilige Volksgruppe der Zwangsarbeiter, dokumentieren ihr Sklavendasein: Es bestand eine Ausgangsbeschränkung und öffentliche Verkehrsmittel durften nur mit Genehmigung genutzt werden. Der Besitz von Fahrrädern und der Besuch von Gaststätten war verboten. Auf Geschlechtsverkehr mit Deutschen stand die Todesstrafe. Bei Luftangriffen war es ihnen verboten, Schutzräume aufzusuchen. Gegen Kriegsende starben viele von ihnen, weil sie den Bomben schutzlos ausgeliefert waren.

Die schlechte Ernährung und die besonders zum Kriegsende immer unhaltbareren hygienischen Verhältnisse förderten Krankheiten wie Fleckfieber, Typhus, Tuberkulose u. ä., woran sehr viele Zwangsarbeiter auch in Recklinghausen starben. [...]

Auf dem Waldfriedhof Hochlarmark liegen die Ehrengräber der russischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sowie ihrer Kinder und die Kriegsgefangenen begraben, die in den Jahren ihrer Gefangenschaft und ihres Arbeitseinsatzes von 1942 bis 1945 auf der Zeche Recklinghausen II und in anderen Betrieben zu Tode kamen. Aus dem Friedhofsbuch geht hervor, dass die Kriegsgefangenen von Stammlagern (Stalags) aus in die Arbeitskommandos nach Recklinghausen geschickt wurden: Arb.Kom. 661, Wanner Straße, Arb.Kom. 662 Sudwerwich, Arb.Kom. 663 Pöppinghausen, Arb.Kom. 1247, Bochumer Straße 250. Sie unterstanden der Wehrmacht. Diese organisierte über ihre Wehrkreise den Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen. [...]

Unter der Rubrik „Ostarbeiter 1943“ sind im Friedhofsbuch des Waldfriedhofes 28 Namen verzeichnet, 22 russische Zwangsarbeiter zwischen 16 und 59 Jahren alt und 6 Säuglinge zwischen 26 Tagen und 7 Monaten alt. Die Adresse der Kinder ist mit „Waltrop Holthausen“ angegeben. In Waltrop Holthausen hatte die SS ein Abtreibungs- und Entbindungslager für Zwangsarbeiterinnen aus dem Osten errichtet. Es ist anzunehmen, dass die Kinder dort dem SS-Rassenwahn zum Opfer gefallen sind.



Zwangsarbeiter-Gräberfeld auf dem Waldfriedhof (Foto: J. Pohl)

¹ Auszug aus: Möllers, Georg / Pohl, Jürgen: Stätten des Friedens und der Menschlichkeit. Die Recklinghäuser Friedhöfe als Lern- und Erinnerungsorte. Winkelmann-Verlag, Recklinghausen 2018

► Wohnwagenlager und Ermordung – Roma und Sinti¹

Mit der Einrichtung der Diktatur und der Einleitung rassistisch motivierter Verfolgungspolitik gegenüber Juden, ethnischen Minderheiten und anderen Personengruppen (Nürnberger Rassegesetze 1935) verschlechterte sich auch die Lage der Roma und Sinti, von denen 1933 etwa 30.000 in Deutschland lebten. Das nationalsozialistische Hassbild sah in den Roma und Sinti (wie sie sich in ihrer eigenen Sprache nennen) sowohl die „Artfremden“ („Blutschutzgesetz“, „Ehe-Gesundheitsgesetz“ 1935) als auch die „Assozialen“, die sich jeder Arbeitsdisziplin entzogen und die Einordnung in feste Verhältnisse ablehnten. Mit dem Blick auf eine spätere systematische Vernichtung der Roma und Sinti erhielt die „Rassenhygienische und bevölkerungsbiologische Forschungsstelle“ den Auftrag, die Zigeuner administrativ zu erfassen.

Mit der Ernennung Heinrich Himmlers zum Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei 1936 verschärfte sich die Verfolgungspolitik weiter. Es erfolgte ab 1936 die zwangsweise Unterbringung der Zigeuner in kommunalen Sammellagern. Im Oktober 1939 folgte die Anordnung, wonach „Zigeuner und Zigeunermischlinge“ ihren Wohnsitz oder Aufenthaltsort „bis auf weiteres“ nicht verlassen durften. Bei Nichtbefolgung wurde die Einweisung in ein Konzentrationslager angedroht.

Die zu diesem Zeitpunkt in Recklinghausen lebenden Roma und Sinti durften also nicht mehr weiterziehen. Sie lebten in Wohnwagen an der Emscherstraße 9 und 20. Einer von ihnen, Wilhelm Adam, schrieb am 16. August 1940 an das „Reichskriminalamt Berlin - Zigeunerstelle“ und bat um Erlaubnis, nach Essen zurückziehen zu dürfen, wo er Arbeit und eine Wohnung bekommen könnte: „Es ist mir nicht möglich, noch einmal mit meiner Familie einen Winter im Wohnwagen verbringen zu müssen, da ich den ganzen Winter hindurch sehr unter den Erkrankungen meiner Kinder und meiner Frau zu leiden gehabt habe.“ Im Oktober 1940 lehnte die Kriminalpolizeistelle Essen das Umzugsgesuch ab und bezog sich auf den Erlass Himmlers vom 8. Dezember 1938 betreffs „Zigeunerfrage“, der bestimmte, dass „Zigeuner von und in der Nähe von Großstädten fernzuhalten“ seien.

Die trostlose Lage an der Emscherstraße eskalierte im Laufe der Kriegszeit weiter. Ein Bericht der Stadtverwaltung vom März 1943 führt aus: „In den sogen. Wohnwagen, die sich ... durchweg in einem äußerst schlechten Zustand befinden, hausen teilweise bis zu 8 Personen. Wohnfläche eines Wagens 6 qm. Durch Dächer, Seitenwänden und Böden der Wagen haben Wind und Wetter freien Einzug. Die Leute klagen auch über Kälte, trotzdem Zigeuner nicht verweichlicht sind. Es wurde festgestellt, dass ein etwa 2 Jahre altes Kind erfrorene Füße hatte.“ Insgesamt waren etwa 50 Kinder betroffen darunter auch die dreijährige Thea Winter. Die Sorge der Verwaltung gegenüber den zum Teil schulpflichtigen Kindern war, dass durch die mangelnde „Pflege und Sauberkeit der Kinder schlimme Folgen gesundheitlicher Art auch für die anderen Kinder“ unvermeidbar seien. Auch die „sittlichen Gefahren dürften hierbei nicht außer Acht gelassen werden.“

Da ein weiterer Verbleib in den Wohnwagen unverantwortbar erschien, andererseits „Volksgenossen das Zusammenwohnen mit Zigeunern“ für nicht zumutbar erachtet wurde, „da sie neben allen sonstigen Untugenden die besondere Gabe zum Stehlen und Lügen besitzen“, sollten Baracken errichtet werden. Die maßgebenden Stellen allerdings verweigerten die Genehmigung. Auf diese Weise konnte sich durch die gesellschaftliche Ausgrenzung und die unmenschliche Behandlung der Roma und Sinti der Mythos der „Artfremden“ für die umliegende Bevölkerung „verwirklichen“, bis ein Befehl Himmlers vom 16. Dezember 1942 die Ermordung der Roma und Sinti einleitete.

Die Ausführungsbestimmungen sahen für März 1943 die Konzentration der „zigeunerischen Personen“ in Auschwitz-Birkenau vor. „Reinrassige“ Sinti sowie „im zigeunerischen Sinne gute Mischlinge“ sollten nicht nach Auschwitz verbracht werden, für sie war die Zwangssterilisation vorgesehen.

In einem Vermerk des Amtes für Wohnungswirtschaft vom 19.3.1943 heißt es: „Die bisher im Stadtgebiet - Emscherstraße - ansässig gewesenen Zigeunerfamilien sind am 10.3.1943 durch die hiesige Kriminalpolizei mit unbekanntem Ziel abgeschoben worden. Dadurch hat die Angelegenheit bezüglich des Barackenbaus ihre Erledigung gefunden.“ In der Akte des Wohnungsamtes steht: „neuer Zuzugsort amtlicherseits unbekannt“.

1 Vgl. www.recklinghausen.de/gedenkbuch (Stätten der Herrschaft, Kpt. 3.13)

► „Wir haben vor dieser Bevölkerung furchtbare Angst gehabt“¹

So kamen wir im August 1944 von Buchenwald aus nach Bochum. [...] Dieses Lager gehörte dem Bochumer Verein und gehörte zu den schlimmsten KZs, die ich erlebt habe. Es war eine sehr zentralisierte Sache, wir waren immer auf dem Präsentierteller. Von den dortigen Häftlingen sind viele verhungert oder durch Bombensplittern umgekommen. Im Arbeitsprozess hatte die SS nichts zu suchen. Sie waren nur für die Aufsicht über das Lager da. Die SS hat uns auch vom Lager abgeholt und wieder zurückgebracht, und vor allem hat sie ständig Zählpelle abgehalten. Wir wussten von vorneherein genau: Wenn einer flieht, werden zehn erschossen. [...]

Im Bochumer Lager lebten wir hinter elektrischem Stacheldraht. An den ersten Tagen lernten wir dann auch ungarische Juden kennen. Das waren auch 400, 500 oder 600 Leute, aber es waren ja auch schon viele gestorben. Sie sagten uns gleich, was uns blüht.

Am nächsten Tag wurden wir eingeteilt. Verschiedene kamen zum Pressbau, wo mit Stanzen diese Hülsen für Granaten gemacht wurden. Wir kamen in eine Dreherei, in der sich automatische Drehbänke befanden. Dort wurden wir ganz isoliert

und hatten keinen Kontakt zu deutschen Zivilarbeitern, außer den Aufsichtskräften und den Vorarbeitern, zu den anderen Zwangsarbeitern auch nicht, außer zu den ungarischen Häftlingen, die wir bei unsrer Ankunft gesehen haben. Die Ungarn haben nicht in der Dreherei gearbeitet.

Wenn Tiefflieger oder Bomben kamen, haben wir bis zur letzten Minute gearbeitet. Einen Luftschutzkeller für uns gab es nicht. Wir mussten uns draußen hinstellen, und dadurch sind viele umgekommen. [...]

Wir mussten also in 12 Stunden 400 bis 460 Granaten machen. Das schafften wir aber nie. Als die das bemerkten, gab uns die SS weniger Brot. Dann war es überhaupt nicht mehr möglich zu arbeiten. [...]

Das Schlimmste an dieser Arbeit war nicht, dass wir 12 Stunden stehen mussten, sondern dass die Späne von dem Abfall uns die Hände kaputt machten. [...] Da war schon keine Haut mehr auf den Händen zu sehen – wir haben soviel Blut verloren. Am nächsten Tag sind wir trotzdem wieder hingegangen. Gegessen haben wir auch. Wir kriegten am Tag gut einen Liter Suppe und 400 Gramm Brot, vielleicht ein bisschen Margarine dazu.

Auch wenn man auf der Arbeit sehr schwach war, wagte man es nicht, sich krank zu melden. Denn dann wurde man erschossen. Zwar gab es einen Krankenbau, aber wenn Du nach einem Tag nicht wieder draußen warst, lebst Du nicht mehr. Der diente ja nur der Zusammenführung dieser Leute. Das war eine ganz zynische Einrichtung, ein Krankenbau, der eigentlich nur zur Selektion diente. [...]

Ein Bauer kam alle drei oder vier Tage mit einem langen Heuwagen, den man auch als Kastenwagen benutzen kann. Da nahm der Bauer jeden dritten, vierten Tag die Leichen mit – die haben sie gar nicht erst zugedeckt – und transportierte sie zum Krematorium. [...]

Dass am 4. November 1944 bei dem großen Bombenangriff auf Bochum nur 40 oder 60 von uns umgekommen sind, wie behauptet wird, glaube ich nicht, weil bei uns die Granatsplitter eingeschlagen sind wie Regentropfen. [...] Wenn wir während eines Fliegeralarms im Lager waren, mussten wir die Baracke wieder verlassen und uns vor ihr aufstellen. [...] Aber meistens war es ja so, dass wir nicht von der SS beaufsichtigt wurden, sondern von „BVern“, also Berufsverbrechern, die auch bei uns im Lager waren. Diese „BVer“ hatten meistens eine lebenslange Strafe, und wurden dann auch in Buchenwald und anderswo eingesetzt als Barackenkommandanten. [...]

Nach dem 4. November 1944 musste ich dann zwei Tage lang Bomben freilegen. Man führte uns mit fünf bis sechs Leuten durch Bochum, und wir mussten Bomben freilegen mit zwei Spaten, einer Hacke und einer Eisenstange. [...] Warum ließ man uns das machen? Es war ein Himmelfahrtskommando. Wir wussten ja nicht, ob die Bombe einen Zeitzünder hatte. Die SSler, die uns dahin gebracht haben, sind mindestens 200 Meter auf Abstand geblieben. Aber flüchten konnten wir doch nicht. Das wäre auch unmöglich gewesen. Die Leute, die an uns beim Bombenentschärfen vorbei marschierten, haben uns mit Steinen beworfen – ganz schlimm. [...]

Einen Apfel werde ich nie vergessen. Als wir einmal die Bomben entschärfen mussten, da war da eine alte Frau, die uns vier einen Apfel zuwarf. Wann das Haus noch steht, kann ich das Haus sogar noch zeigen. Diese Frau, eine ganz alte Dame, habe ich nach 1945 wieder besucht und sogar ein Care-Paket gebracht. Da sagte ihre Tochter mir, sie habe damals nicht gewusst, ob ich ein Schwerverbrecher bin, denn ich hatte ja eine Häftlingsuniform an. Die Frau hat mir den Apfel trotzdem gegeben. Weiter sagte die Tochter: „Glauben Sie mir, wir haben Angst gehabt, dass die alte Mutter nicht auch noch abgeholt wurde. Wir haben tagelang gezittert um meine Mutter.“

[...]

Am 4. November hätten wir zum Beispiel flüchten können. Ich versuchte das nicht, weil ich dann vielleicht schuldig an 10 bis 15 Freunden geworden wäre. Auch in den letzten Kriegstagen gab es noch die Möglichkeit, aus Bochum zu flüchten. Aber ich hätte vielleicht gar nicht nach Marl gefunden. Ich war damals noch so jung und weiß nicht, ob ich mich in diesen Ruinen überhaupt zurecht gefunden hätte. In Marl hätte ich wohl Freunde gewusst, die mich aufgenommen hätten, zum Beispiel Kriegskameraden meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg. [...]

Deshalb dachte ich: „Wenn du jetzt abhaust, hängen dich die Leute am nächsten Baum auf.“ Also versuchten wir nicht zu flüchten. Wir haben vor dieser Bevölkerung eine furchtbare Angst gehabt. Auch Alfred Graf, der aus Bochum stammte und früher als Jugendlicher Fußball hier in Bochum gespielt hatte, wagte es nicht zu fliehen.

*Der gebürtige Marler Rolf Abrahamsohn (*1925) war nach der Zerstörung des elterlichen Geschäfts und der schweren Misshandlung seines Vaters in der Pogromnacht verhaftet und aus Marl ausgewiesen worden. Die Familie lebte dann in Recklinghausen. Vater und Bruder war die Flucht nach Belgien gelungen, konnten aber die Familie nicht nachholen. So wurde Rolf mit seiner Mutter im Januar 1942 aus einem der fünf „Judenhäuser“ in das Ghetto Riga deportiert. Er überlebte das Ghetto, das KZ Kaiserwald bei Riga, wurde dann beim Vormarsch der Roten Armee in die Lager Stutthof, dann Buchenwald transportiert. Von dort kam er in ein Außenlager – zurück ins Ruhrgebiet und musste aus der Perspektive eines KZ-Häftlings die „Heimatfront“ erleben.*

1 Auszüge aus: Abrahamsohn, Rolf: „Was machen wir, wenn der Krieg zu Ende ist?“ Lebensstationen 1925-2010. Essen 2010

Die Kriegsofferbilanz in Zahlen¹

Die gefallenen Wehrmachtsangehörigen der Stadt Recklinghausen.

Während des Weltkrieges 1914 -1918 gaben insgesamt 2 279 Wehrmachtsangehörige unserer Stadt ihr Leben. Im zweiten Weltkrieg von 1939 - 1945 waren es 2 368 Wehrmachtsangehörige. Diese Zahl ist jedoch nicht als endgültig anzusehen. Es handelt sich vielmehr um alle Beurkundungen der hiesigen Standesämter bis einschließlich 1950. Mit wesentlich grösseren Zahlen muss gerechnet werden.

Wehrmachts- und Zivilvermisste, sowie Kriegsgefangene.

Nach der durchgreifenden Erfassung der Wehrmachts- und Zivilvermissten, sowie der Kriegsgefangenen in der Zeit vom 1. bis 11. März 1950 werden die Veränderungen monatlich fortgeschrieben. In enger Zusammenarbeit mit der öffentlichen Dienststelle des Roten Kreuzes wird somit noch manches Schicksal aufgeklärt. Dass eine lückenlose Erfassung erreicht wurde, muss allerdings bezweifelt werden. Immerhin kommen die festgestellten Zahlen- gegenüber den früheren Ermittlungen- dem tatsächlichen Stand sehr nahe.

Wehrmachtsvermisste:

Stand 1. April 1951	
männliche Personen	2 112
weibliche Personen	3
insgesamt	<u>2 115</u> Personen

Kriegs-, sowie Straf- und Untersuchungsgefangene:

Stand 1. April 1951	
männliche Kriegsgefangene	85
weibliche Kriegsgefangene	1
insgesamt	<u>86</u> Personen
männliche Straf- und Untersuchungsgefangene	13
weibliche Straf- und Untersuchungsgefangene	1
insgesamt	<u>14</u> Personen

Außerdem wurden noch 100 Personen als Gefangene zurückbehalten.

Zivilvermisste:

Stand 1. April 1951	
männliche Zivilvermisste	238
weibliche Zivilvermisste	266
insgesamt	<u>504</u> Personen

Als Folge der Kampfhandlungen bei der Besetzung der Stadt waren zu beklagen:

am 31.3.45	=	20 Bürger und 3 Auswärtige
am 1.4.45	=	19 "
am 6.4.45.	=	2 "
		<u>41</u> Bürger und 3 Auswärtige

Durch Bomben kamen in Recklinghausen ums Leben:

1940	=	7	Bürger der Stadt		
1941	=	1	"	"	"
1942	=	26	"	"	"
1943	=	22	"	"	" 6 Auswärtige
1944	=	45	"	"	" 1 Auswärtiger
1945	=	210	"	"	" 13 Auswärtige
		311	"	"	" 20 Auswärtige

Kriegsopfer in Recklinghausen

	Bombentote				Kampfhandlungstote				Tote nach Einstellung der Feindseligkeiten				ins. gesamt
	Bürger		Auswärtige		Bürger		Auswärtige		Bürger		Auswärtige		
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	
18. 6.1940	4	3	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	7
27. 5.1941	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
10. 3.1942	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
11. 3.1942	13	10	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	23
2. 6.1942	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
26. 7.1942	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
8. 1.1943	16	10	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	26
29. 3.1943	2	1	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	4
28. 5.1943	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
22. 6.1943	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
26. 6.1943	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	2
10. 7.1943	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
26. 7.1943	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
12. 8.1943	6	5	3	-	-	-	-	-	-	-	-	-	14
19.11.1943	2	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	3
13. 9.1944	14	8	5	1	-	-	-	-	-	-	-	-	28
1.11.1944	2	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	3
6.11.1944	3	10	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	14
9.11.1944	14	9	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	23
5. 1.1945	19	26	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	46
17. 1.1945	1	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
23. 1.1945	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
4. 3.1945	12	8	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	20
6. 3.1945	7	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	7
7. 3.1945	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
10. 3.1945	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	2
21. 3.1945	9	2	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	12
23. 3.1945	75	87	4	7	-	-	-	-	-	-	-	-	173
26. 3.1945	-	4	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	5
31. 3.1945	-	-	-	-	13	7	3	-	-	-	-	-	23
1. 4.1945	-	-	-	-	10	9	-	-	-	-	-	-	19
3. 4.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
6. 4.1945	-	-	-	-	2	-	-	-	-	-	-	-	2
7. 4.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
8. 4.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	1
13. 4.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
16. 4.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	2	-	-	-	2
5. 5.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
22. 5.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
31. 5.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	2	-	-	-	2
3. 6.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	2	4	-	-	6
6. 6.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
5. 9.1945	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
	108	102	4	9	25	16	3	-	13	5	-	-	285

Die Kriegstoten auf den Kommunalfriedhöfen

Insgesamt sind auf den kirchlichen und kommunalen Friedhöfen 1215 Kriegstote beigesetzt, davon 520 Ausländer. Das Gräbergesetz, das sie unter Schutz stellt, differenziert:

§ 1 Abs. (1) 2: Militärtote (26.8.1939 – 31.3.1952) im Krieg, an Spätfolgen oder in Kriegsgefangenschaft

§ 1 Abs. (1) 3: Zivilopfer (1.9. 1939 – 31.3.1952) im Krieg oder Spätfolgen

§ 1 Abs. (1) 9: Zwangsarbeiter (1.9.1939 – 8.5.1939)

§ 1 Abs. (1) 10: Ausländ. Staatsbürger, die krankheitsbedingt in internationalen Lagern starben (9.5.1945-30.6.1950)

Tabelle I³ Die Zahl der Kriegstoten auf den Kommunalfriedhöfen Recklinghausens

Friedhof	§ 1 (1) 2	§ 1 (1) 3	§ 1(1) 9	§ 1 (1) 10	Deutsche	Ausländer	insgesamt
Südfriedhof	65	127	-	-	192	-	192
Waldfriedhof	116	12	83	-	14	197	211
Ostfriedhof	3	31	-	-	33	1	34
Bergfriedhof	2	-	-	-	2	-	2
Suderwichfriedhof	2	3	2	-	5	2	7
Halterner Straße	32	47	-	-	44	35	79
Nordfriedhof	58	135	122	102	132	285	417
Summe	278	355	207	102	422	520	942

Tabelle II⁴ Die Nationalität der Kriegstoten auf den Kommunalfriedhöfen Recklinghausens

Friedhof	Russen	Holländer	Serben	Polen	Belgier	Kroaten	Norweger	Italiener	Unbekannte
Süd-friedhof	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Wald-friedhof	194	-	-	3	-	-	-	-	-
Ost-friedhof	1	-	-	-	-	-	-	-	-
Berg-friedhof	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Südfried-hof	-	2	-	-	-	-	-	-	-
Halterner Straße	23	1	3	-	-	-	-	-	8
Nord-friedhof	225	5	3	31	13	6	1	1	3
Summe	443	8	6	34	13	6	1	1	11

1 Aus dem Statistischen Sonderbericht der Stadt Recklinghausen 1926 – 1951, hrsg. Statistisches Amt der Stadt Recklinghausen sowie der Akte „Kriegsgräberlisten. Neuauftellung von 1972“, Garten- und Friedhofsamt Recklinghausen 1972



Die Luftaufnahme der Royal Air Force (RAF) zeigt den Bombenangriff vom 23. März 1945:

(Ministry of Defence (AHB/RAF), Air Department Photograph 106 G 5041/3309, kopiert vom Vermessungsamt Recklinghausen, abgedruckt bei A. Vogt, a.a.O., S. 250)

Im Süden ist die vom Wall umgebene Altstadt zu sehen, östlich davon die Eisenbahnlinie mit dem Hauptbahnhof. In dem Bereich sind auch Bombenkrater zu erkennen. Die Treffer führten 2019/2020 beim Bau der neuen Ludwig-Erhard-Allee zu zahlreichen Funden und Bauunterbrechungen.

Die Rauchschwaden nördlich der Altstadt verdecken den Blick auf die Bombentreffen in den Wohnstraßen des dortigen Nordviertels. Das Foto wurde von der britischen Luftaufklärung gemacht.

Einmannbunker und Lebensmittelration

Offizielle Lebensmittelration für April 1945

(aus: Völkischer Beobachter, 29. März 1945)

Die Rationen der 74. Kartenperiode sind für die wichtigsten Nahrungsmittel in folgender Höhe je Kopf und Woche vorgesehen

1. Brot
 - a) Normalversorgungsberechtigte einschl. ausl. Zivilarb.) 1700 g
 - b) Jugendliche von 6 bis 18 Jahren 2000 g
 - c) Kinder bis zu 6 Jahren 1000 g
 - d) Zulagen für Schwerarbeiter 1100 g
 - e) Zulagen für Schwerstarbeiter 1600 g
2. Fleisch
 - a) Normalversorgungsberechtigte einschl. ausl. Zivilarbeiter) 250 g
 - b) Jugendliche von 6 bis 18 Jahren 300 g
 - c) Kinder bis zu 6 Jahren 100 g
 - d) Zulage für Schwerarbeiter 350 g
 - e) Zulage für Schwerstarbeiter 600 g
3. Fett
 - a) Normalversorgungsberechtigte einschl. ausl. Zivilarbeiter) 125 g
 - b) Jugendliche von 6 bis 18 Jahren (625 g für 3 Wochen) 208 g
 - c) Kinder bis zu 6 Jahren 125 g
 - d) Zulage für Schwerarbeiter (170g für 3 Wochen) 57 g
 - e) Zulage für Schwerstarbeiter (620g für 3 Wochen) 207 g
4. Nahrungsmittel einheitlich 225g für 3 Wochen
5. Zucker und Marmelade in doppelter Menge
 - a) grundsätzlich 125g je Woche
 - b) für Jugendliche von 6 bis 18 Jahren 500g für 3 Wochen



„Splitterschutzzelle“ oder Einmann-Luftschutzbunker neben dem Bahnwärterhaus (li.) in Grullbad, Hochstraße
(Foto: G. Möllers), vgl. auch S. 35, 49, 50

Literaturhinweise

Abrahamsohn, Rolf: „Was machen wir, wenn der Krieg zu Ende ist?“ Lebensstationen 1925-2010, hg. vom Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte und dem Jüdischen Museum Westfalen. Essen 2010.

Burghardt, Barbara: Die Ursprünge des Marie-Curie-Gymnasiums. Die Vorgängerschulen für Mädchen in Recklinghausen von 1866 bis 1975. Recklinghausen 2003.

Burghardt, Klaus: Von Rheinberg nach Recklinghausen. Das Kriegstagebuch des 134. Infanterie-Regimentes über die Eroberung des Vestes Recklinghausen vom 19. März bis zum 3. April 1945, in: VK (=Vestischer Kalender) 2010, S. 252-265.

Burghardt, Klaus / Burghardt, Werner: „Ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und ein Herd von Nazi-Aktivitäten. Generalmajor Miltonberger: Das 134. Infanterie-Regiment und die Eroberung Recklinghausens an den Ostertagen im April 1945, in: VK 2011, S. 119-132.

Burghardt, Werner: Aus dem Chaos zu neuem demokratischem Anfang, in: ders. (Hg.): 750 Jahre Stadt Recklinghausen. Recklinghausen 1986, S. 271-294.

Eichmann, Johanna, OSU: Du nix Jude, Du blond, Du deutsch! Erinnerungen 1926-1952, hg. v. Jüdischem Museum Westfalen. Essen 2011.

Geck, Helmut / Möllers, Georg / Pohl, Jürgen: Wo Du gehst und stehst ... Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933-1945. Recklinghausen 2003.

Hochlarmark im 20. Jahrhundert. Ansichten eines Stadtteils, hg. v. Pohl, Jürgen/ Sandkühler, Gunnar, Verlag Rudolf Winkelman Recklinghausen 2003.

Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles. 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte. Oberhausen 1981.

Kordes, Matthias: Kriegsende 1945 in Recklinghausen, in: VK 2016, S. 111-119.

Linneborn, Ludger / Möllers, Georg / Seifert, Heribert (Hg.): „Der Unterricht ging pünktlich weiter“. Zur Geschichte des Gymnasium Petrinum in Recklinghausen in der Zeit von 1933 bis 1945. Essen 2016.

Möllers, Georg: Kein „Ehrenbuch“ für „Heldengräber“. Zum Gedenken an zerstörte Lebensperspektiven, in: Petrinum. Das Schulmagazin 35 (2003), S. 88-108.

Möllers, Georg / Pohl, Jürgen: Abgemeldet nach „unbekannt“ 1942. Die Deportation der Juden aus dem Vest Recklinghausen nach Riga, hg. v. der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Essen 2013.

Möllers, Georg / Pohl, Jürgen: Stätten des Friedens und der Menschlichkeit. Die Recklinghäuser Friedhöfe als Lern- und Erinnerungsorte. Winkelman-Verlag. Recklinghausen 2018

Pohl, Jürgen: Die Deportation der Sinti und Roma von Recklinghausen nach Auschwitz-Birkenau am 10. März 1943, in: VZ 105 (2014/15), S. 283-311.

Pohl, Jürgen: Vom Heldentum und Opferwillen. Nationalsozialistische Demagogie bei den Trauerfeiern anlässlich der großen Grubenunglücke in Recklinghausen 1933-1945, in: Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Heft 1, 2002, S. 81-87.

Pohl, Jürgen: Unbekannt – Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Recklinghausen im Zweiten Weltkrieg. Recklinghausen 2001.

Als die Steine Feuer fingen. Der Bombenkrieg im Ruhrgebiet, hg. von Grontzki, Nina / Niewerth, Gerd / Potthoff, Rolf. Klartext Verlag, Essen 2003

Vogt, Adolf: Ein Stadtteil im Wandel der Zeit. Die Theodor-Körner-Schule - ein Brennsiegel Süder Geschichte. Recklinghausen 1992.

Unsere Zeche König Ludwig. Wiege der Ruhrfestspiele und mehr..., hg. v. d. Arbeitsgruppe „König-Ludwig“ im Förderverein Bergbauhistorischer Stätten Ruhrgebiet e.V. und Christoph Thüer. Werne 2005.

Zimmermann, Michael: Emscherstr. 9 und Emscherstr. 20. Zwei Zigeunerplätze in Recklinghausen 1939-1943, in: VZ 90/91 (1991/1992), S. 245 - 268

Online-Gedenkbuch der Stadt Recklinghausen „Opfer und Stätten der Herrschaft, Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933 – 1945 (www.recklinghausen.de/gedenkbuch)



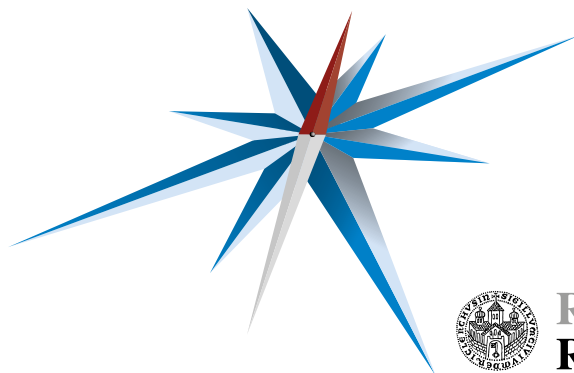
*Wer an Europa zweifelt,
wer an Europa verzweifelt, der
sollte Soldatenfriedhöfe besuchen*

Jean-Claude Juncker



Recklinghäuser Bildungsbausteine / Nr. **8**

Kommunales Bildungsbüro



**Ruhrfestspielstadt
RECKLINGHAUSEN**